Liebessieg in Kriegsnot

Hilfswerke

eines evangelischen Pfarrhauses vom Oberrhein im Krieg 1914-1918

Von

G. Schlusser

Pfarrer in Weil am Rhein 1910-1926

Zweite Auflage

1939

Evangelischer Verlag Jakob Comtesse, Heidelberg

Liebessieg in Kriegsnot

Hilfswerke

eines evangelischen Pfarrhauses vom Oberrhein im Krieg 1914-1918

Von

G. Schlusser

Pfarrer in Weil am Rhein 1910-1926

Zweite Auflage

1939

Evangelischer Verlag Jakob Comtesse, Heidelberg

Der treuen Helferin im Dienst
des deutschen Volkes und Vaterlands,
meiner lieben Frau

Emma Schlusser

geb. Behaghel
in Dankbarkeit gewidmet.

Vorwort.

In den Jahren vor dem Weltkrieg fuhr ich zuweilen vom Wieſental ins Unterland. Auf mehreren dieſer Fahrten hatte ich ein eigenartiges Erlebnis. Wenn der Zug über Appenweier hinausfuhr, deuchte mir, ich ſähe jenſeits des Rheins hoch aufragend aus dem Boden des Elſaß zwei rieſige ſchwarze Kreuze. Ich konnte den Sinn dieſer Viſion nicht deuten. Aber eine dunkle Ahnung zog durch meine Seele, daß unſerem Vaterland ein ſchweres Verhängnis drohe. Die Ahnung ward Wirklichkeit, als der Weltkrieg losbrach, und unzählige Kreuze die Gräber unſerer blühenden deutſchen Mannſchaft deckten.

Aber das Kreuz iſt nicht bloß das Zeichen von Leid und Tod, ſondern auch die ewige Offenbarung der Liebe, die Leid und Tod überwindet. So ſoll denn in den folgenden Blättern etwas erzählt werden von dieſer Liebe, die Wunden heilte, welche der Weltkrieg ſchlug. Es klingt etwas in meinen Schilderungen von dem fernen Kanonendonner aus den Vogeſen her, aber durch den Kanonendonner zieht leiſe die Melodie von der Liebe, die „alles verträgt, glaubt, hofft und duldet“.

Meine Schilderungen ſollen etwas davon ſagen, was das evangeliſche Pfarrhaus in dieſer ſchweren Zeit hat leiſten dürfen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 3

An der Grenze bei Kriegsbeginn. Lazarette. Elsaßfahrten . 5

Feldpostpakete 28

Die Urlauberfürsorge und die neutrale Zone 34

Nahrungsmittellager 44

Die Schüblingszüge 48

Der Lehrer von Hartmannsweiler u. der Lehrer von Hüningen 55

Sozialdemokrat und Kommunist 64

Der Ortsausschuß für die vertriebenen Elsässer 70

Anhang 77

An der Grenze bei Kriegsbeginn. Lazarette. Elsaßfahrten.

Wenige Jahre vor dem Ausbruch des Männer und Völker mordenden Krieges 1914—1918, den man einst, wie ein alter Landsturmmann zu dem Verfasser sagte, den Krieg der Irrungen nennen wird, trat einer der besten und tüchtigsten Markgräfler Bauernsöhne, Ernst Gugelmeier, ins Auggener Pfarrhaus ein. Sein Gesicht war traurig, seine Worte waren schmerzlich bewegt. Er erzählte dem Pfarrer, am letzten Sonntag habe ein Redner aus der Stadt im Gasthaus zum „Bären" einen Vortrag über den deutsch-französischen Krieg 1870/71 gehalten und einen Vergleich gezogen zwischen den deutschen Soldaten von 1870 und denjenigen der Gegenwart. Solchen Kämpfen, Mühsalen und Schwierigkeiten, wie jene sie aushielten, sei die heutige Jugend nicht mehr gewachsen. — Er aber sei überzeugt, daß er und seine Kameraden und das ganze deutsche Heer dieselbe Treue und Ausdauer an den Tag legen würden wie jene. — Er selbst und seine beiden Brüder haben dieses Zeugnis mit der Hingabe ihres Lebens fürs Vaterland besiegelt.

Wie ein unheimlicher, greller Blitz kam der Krieg. Eben war ein Brief gekommen von einem westfälischen Freund, der sich freute, seinen einstigen Studienfreund von der Berliner Universität im Jahr 1886 gelegentlich einer Schweizerreise wiederzusehen. Der eigene Sohn, der gerade die Unterprima des Lörracher Gymnasiums mit Preisauszeichnung absolviert hatte, war in der Vorbereitung,

einen Teil der Ferien in Lyon bei Verwandten zu verleben. Sein Vetter Siegfried Leichtlen hatte ein ähnliches Ziel. Er war schon bei uns. Sie wollten miteinander reisen.

Da, am Tage des Schlußaktes, kommt plötzlich in großer Eile die älteste Tochter des Bürgermeisters ins Pfarrhaus und erzählt: „Alle Leute müssen vom Feld geholt werden, wo sie gerade am Ernten des Getreides sind. Sie müssen helfen, die Wege von Weil nach der Schweiz abgraben und durch Fällen von Bäumen Verschanzungen anlegen.“ Anschläge auf unsere strategische Eisenbahnlinie seien mit Sicherheit zu erwarten. — Ich rede kurz noch mit dem Beamten von der Wasser- und Straßenbauinspektion im Rathaus, fahre mit dem Zweirad auf die Felder und hole Männer, die gerade Garben binden. Dann geht es mit Schaufel und Pickel hinauf auf den Heißensteinweg, der gegen Süden, ganz nahe der Grenze verläuft. Ein tiefer und breiter Graben wird von uns gezogen, und ein Verhau angelegt. Dasselbe geschieht an allen Wegen, die nach der Grenze führen. Noch am Abend fahre ich nach der Sohlmatt, die an dem Flüßchen Wiese liegt, gegenüber den Langen Erlen, einem beliebten Basler Wäldchen, wo wegen der Verborgenheit und Unübersichtlichkeit des Geländes die Gefahr am größten ist. Auch hier haben schon fleißige Hände von Bauern und Zollbeamten gearbeitet und mächtige Hindernisse geschaffen. —

Spät treffe ich in Leopoldshöhe einen befreundeten Amtsbruder, der einen Zögling über die Grenze bringen will, zur Reise in seine Heimat. Er hofft, daß ich helfen kann. An den Weiler Grenzstellen, Otterbach, welche von allen Grenzorten Deutschlands am meisten Verkehr im Krieg zu bewältigen hatte, und Weil—Riehen gab man mir dieselbe Antwort: „Sie dürfen über die Grenze, aber diesen jungen Mann können wir nicht hinüber lassen.“ — Er war Franzose. Sie verwiesen mich an die Passier-

stelle von Lörrach. Am andern Morgen in aller Frühe ging's über den Tüllinger Berg nach dem Uebergang Stetten—Riehen. Als wir nahe bei ihr waren, kamen deutsche Soldaten, kräftig singend, unter Führung eines jungen Leutnants hinter uns her und überholten uns. Sie hatten nun den Grenzschutz zu übernehmen, den am Tag zuvor noch die Zollbeamten, a. a. Orten auch Nichtbeamte, ausübten. Der Gesang der Soldaten machte sichtlich tiefen Eindruck auf den jungen Menschen, und er fragte, ob die deutschen Soldaten immer so singen. Ich versicherte ihm, daß dies so sei, und mußte denken an Bernhard von Clairvaux, welcher, als er von Deutschland Abschied nahm und wieder in seine Heimat zog, die Worte sagte: „Jetzt höre ich nicht mehr singen." — Der junge Leutnant, den ich wegen des nach Hause strebenden jungen Mannes fragte, erklärte mir kurz, er dürfe ihn nicht über die Grenze lassen; ich schickte ihn zurück in das Dorf, von dem er gekommen war.

Ungeheuer war der Verkehr an den Grenzübergängen: Deutsche, die sich im Urlaub in der Schweiz oder weiter im Süden befanden, andere, die Geschäfte halber im Ausland waren, Familien und Einzelpersonen, alle in Unruhe und Aufregung, manche, die an der Passierstelle unserer Dorfgemeinde nicht die Grenze überschreiten durften und sich schnell einen Wagen oder Karren beschaffen mußten, um ihr Gepäck nach dem Lörracher Uebergang zu bringen. Zwischen Otterbach und Leopoldshöhe, zwei der Ortsteile der Gemeinde Weil, gab es gute Verdienstmöglichkeiten für Männer und Frauen und Knaben mit Karren oder Handwagen, die das Gepäck der Zurückkehrenden von der Grenze nach der nächsten Bahnstation Leopoldshöhe, — jetzt Weil a. Rh. — beförderten.

Zwischenherein Schauernachrichten: Von der Schweiz seien zwei Franzosen, die in einem Auto Bomben hatten, ausgeliefert worden; in Lörrach—Stetten habe man einen als Frau verkleideten

Ruſſen feſtgenommen! Kaum gab es Zeit zur Vorbereitung der Sonntagspredigt über 1. Petri 5, 7. Und doch war ein Gotteswort als feſter Halt ſo nötig. Die Pfarrfrau ging wegen des Helferinnenkurſes mit den Helferinnen von Weil und den Nebenorten nach Haltingen. Plötzlich von Lörrach her Trompetenblaſen und Hurrarufen der Soldaten! Die Mobiliſation iſt befohlen! In Weil werden die Glocken geläutet. Ich höre es nicht, da ich zu entfernt bin, — es ſoll ſchauerlich geklungen haben. Der junge Leutnant von Langsdorff will am Sonntag ſeine Leute zur Kirche führen. Die ganze Gemeinde füllt die 1200 Sitzplätze faſſende Kirche. Man fühlt das Bedürfnis, ſich vor Gott zu demütigen unter ſeine gewaltige Hand, daß er uns wieder erhöhen könne zu ſeiner Zeit. Das erſt vor kurzem in Weil eingetroffene Militär reicht nicht aus zur Beſetzung aller wichtigen Orte. Leutnant von Langsdorff kann nicht zum Gottesdienſt bleiben, hat Befehl, nach einem andern Ort zu ziehen. Im Nachbarort Haltingen und in Weil gibt es für mich Taufen zu halten, weil die Väter fort müſſen. Sehr ernſte Feiern! Abends 6 Uhr Abſchiedsgottesdienſt im Ortsteil Weil—Friedlingen am Rhein; um ½9 Uhr in ſehr großer Gemeinde in Weil.

Am 3. Auguſt fährt von Oſten her kommend alle zwanzig Minuten ein Militärzug nach Hüningen i. Elſ. Auf der über dem Rheinvorland und der Eiſenbahnlinie Baſel—Frankfurt liegenden, vom Elſaß aus gut ſichtbaren Leopoldshöhe werden Verſchanzungen angelegt. Die arbeitenden Soldaten betrachten mich mißtrauiſch und faſt feindſelig, als ich bei ihnen ſtehen bleibe und ihre Arbeit beſchaue. In dem am Rhein liegenden Ortsteil Friedlingen muß auf militäriſchen Befehl alles Getreide ſofort von den Bauern geholt werden. Arbeitsmannſchaften kommen vom Elſaß, um Befeſtigungen an der Eiſenbahnbrücke über den Rhein anzulegen. Früh am Morgen 4 Uhr 30 ſoll ich unſere zwei Mann wecken, aber alles verſchläft, und erſt um 4 Uhr 45 mache ich den Kaffee. Auf der

Post zeigt mir der Beamte das Telegramm, nach welchem zwei als Maurer verkleidete Radfahrer 1000 Millionen französische Hilfsgelder durch Deutschland nach Rußland bringen sollen. Dr. Loofs, der Leiter des zu errichtenden Lazaretts, teilt mir am 5. August mit, daß England an Deutschland den Krieg erklärt habe. Hilfesuchende Ausländer kommen, weil sie keine Ausreiseerlaubnis in ihre Heimat erhalten. Soeben hören wir die Nachricht, eine deutsche Reiterpatrouille sei, von den Franzosen verfolgt, nach der Schweiz geflüchtet. Bald darauf wird von deutschen Soldaten eine Schweizer Patrouille, die sich nicht auskannte und sich auf deutsches Gebiet verirrte, gefangen genommen. Sie wird auf die Kommandantur und von da nach dem Gasthaus zum „Schwanen" gebracht, wo sie freundnachbarlich ein gutes Frühstück erhält und nach Hause entlassen wird. — Drüben im Elsaß sieht man je und je einen Hof abbrennen. —

Als ich am 7. August durch das Dorf gehe, werde ich von Nachbarn angehalten: die Frau des in Weil ansässigen italienischen Maurers Novara, desselben Mannes, der später einmal den flüchtigen Mussolini bei sich aufgenommen und verborgen haben soll, sei schwer krank und müsse sofort operiert werden. Die Aufnahme in ein Spital, am bequemsten in Riehen, sei dringend erforderlich. Also nach Riehen zum Schweizer Kommandanten! Dieser bedauert, mir sagen zu müssen, daß das Diakonissenhaus zum eidgenössischen Lazarett umgewandelt worden sei. Weiter nach Basel zur Gewerbeschule, wo die Hauptkommandantur ist, um zu fragen, ob wir die bessere Straße durch die Schweiz benützen dürfen, um die kranke Frau ins Lörracher Spital zu bringen. Wie fast immer, wenn ich eine Bitte an die Schweizer Nachbarn hatte, wurde sie auch in diesem Falle erfüllt. Am gleichen Tag will unser jüngster Sohn, der mit 17 Jahren Oberprimaner geworden war, sich als Freiwilliger stellen. Er wird erst am 8. September in Konstanz angenommen.

Am 4. September 1915 fällt er als Leutnant und Kompanieführer in Rußland. Vorderhand ſteht er noch als Ziviliſt Poſten am Baſlerweg in Weil, da das Militär nicht ausreicht. Der ältere Sohn hatte Poſtendienſt am Sohleck.

Unſere Markgräfler nahmen die in den Krieg ziehenden deutſchen Soldaten mit Freuden in ihre Häuſer auf. Am 8. Auguſt zogen bei ungeheurer Hitze Reſerviſten bei uns ein mit roten, heißen Köpfen, durſtig und hungrig. Gerne gab man ihnen einen vorzüglichen Tropfen — vielleicht war es ſogar Schlipfer. — Aber den nicht im Rebgelände des Oberlandes aufgewachſenen Kriegern mundete der Trunk nur zu gut. — Als am Nachmittag ein Appell ſtattfinden ſollte, fehlte bei einem Unteroffizier ein Teil ſeiner Korporalſchaft, und die, welche ſich eingefunden hatten, waren zum Teil auch nicht ganz ihrer ſelbſt mächtig und befolgten nicht ſofort die Befehle ihrer Vorgeſetzten. Der Unteroffizier war auch ziemlich hitzig und drohte ſchon mit ſeinem Seitengewehr, als ich hinzukam. Ich verſuchte zuerſt den Unteroffizier zu beruhigen, indem ich ihm verſprach, in die Nachbarhäuſer zu gehen und ſeine dort einquartierte Mannſchaft herbeizuholen. Auf meiner Suche fand ich einen Mann in einem Oertchen eingeſchlafen, das in holländiſcher Sprache de beſte Kamer heißt. Ich mußte ſchon kräftig rufen und ihn ein wenig ſchütteln. Aber als er die Sachlage erkannte, folgte er mir willig. Der Unteroffizier und die Soldaten ſeiner Korporalſchaft kamen wieder ins rechte Verhältnis zueinander. Ich hielt es denn doch für meine Pflicht, dem Führer des Regiments, der in Leopoldshöhe ſein Quartier hatte, den Vorgang mitzuteilen, ſelbſtverſtändlich ohne Angabe der Kompanie und der Korporalſchaft. Ich fuhr zu ihm nicht als Ankläger, ſondern als einer, der Unheil verhüten will. Der Offizier erfüllte, nachdem er mich angehört hatte, meinen Wunſch. Er telefonierte an das Bezirksamt in Lörrach und bat es, den Bürgermeiſtern der zum Amt gehörenden Dörfer den Dank auszuſpre-

chen für die gute Aufnahme der Soldaten bei der Einwohnerschaft. Aber sie möchten auch seine Bitte weiterleiten, daß man den Mannschaften zuerst etwas zu essen geben möge, ehe man ihnen den Trank reiche, der dazu noch sehr vielen etwas Ungewohntes sei. Er betonte endlich, daß im Fall von Betrunkenheit leicht Insubordination entstehe, die im Krieg sehr schwer bestraft würde.

Mit demselben Offizier hatte ich noch eine freundliche Begegnung. In den ersten Tagen des Kriegs waren die gefährlichen, d. h. die für Spione und feindliche Maßnahmen am günstigsten gelegenen Orte von Zivilpersonen bewacht worden. Sobald Soldaten ausreichend vorhanden waren, wurden diese mit der Bewachung beauftragt. Merkwürdigerweise vergaß man den wichtigsten und für unbefugte Grenzüberschreitung wegen seiner verborgenen Lage günstigsten Ort. Er war nicht mehr besetzt. Wieder hielt ich es für meine Pflicht, dies dem Regimentsführer mitzuteilen und ihm zu sagen, daß der Bürgermeister und die Gemeinderäte derselben Meinung seien wie ich. Der Offizier nahm sofort seine Karte zur Hand, prüfte die Lage genau und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihren Dienst. Der Platz muß selbstverständlich mit einem Posten besetzt werden."

In diesen Tagen kam plötzlich der Befehl durch die Ortsschelle, daß alle Wagen, die mit Pferden, Ochsen, Kühen bespannt werden könnten, nach Leopoldshöhe fahren und dort Armeegepäck, eventuell auch Munition befördern müßten. Mein treuer Freund und Nachbar, der Bürgermeister Bertsch, ein Bruder des in Gemeinschafts- und Kirchenkreisen im Oberland überall bekannten Bruder Ludwig Bertsch, holte sofort seinen Fuchs aus dem Stall und spannte an. Nein, so sagte ich mir, diesen alten Mann darfst du nicht allein lassen. Politische und kirchliche Gemeinde gehören zusammen im Dienst des Vaterlandes. Außerdem macht es einen guten Eindruck bei der ganzen Gemeinde, wenn das Fuhrwerk des Bürgermeisters

allen voran auf der Straße von Weil nach Leopoldshöhe zu sehen ist. Wir setzten uns nebeneinander. Der Bürgermeister hatte die Zügel, wir ließen die Beine seitwärts herabhängen, nachdem wir das eine Seitenbrett weggenommen und in den Wagen gelegt hatten. In gutem Trab ging es voran. Die andern zwanzig oder dreißig Wagen waren ein großes Stück hinter uns. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten." Plötzlich löste sich das eine Hinterrad, wir glitten herab und während wir auf der Erde ankamen und schleiften, setzte dieses Rad, meinen Fuß noch streifend, selbstherrlich seinen Weg ein Stück weiter allein fort und fiel dann um. Wir Unglücklichen hatten das Vergnügen und die Ehre, die vielen Wagen der Gemeinde, — auch ein Automobil war dabei —, an uns vorüberziehen zu sehen und die Parade derselben abzunehmen. In aller Eile hatten wir aber auch schon unser Rad geholt, der eine hielt den leeren Wagen hinten hoch, der andere schob das Rad hinein, und schnell wurde ein Holz gefunden für die Oese; so wurde das Rad vor nochmaligem Herausgehen bewahrt. Wie schön wirkten da politische und kirchliche Gemeinde zusammen! In eiligem Trab fuhren wir den anderen nach und warteten bis zum Abend, ohne in Anspruch genommen zu werden. Nach eingeholter Erlaubnis fuhren wir sämtliche wieder heim.

Am 11. August, Dienstag, marschierten zwei Landwehr-Infanterie-Regimenter 109 und 40 vom Schlachtfeld bei Mülhausen kommend über Weil und den Tüllinger Berg nach Lörrach. Es war eine furchtbare Hitze. Die Mannschaften waren am Verdursten. Man hatte schon am frühen Morgen von ihrem Eintreffen gehört. Der ganze Weg war besetzt von Frauen und Mädchen aus Weil, welche Kaffee, Tee, Fruchtsäfte und Wasser zur Erquickung darboten. Die Hitze war so groß, daß etwa 100 Mann zusammenbrachen. Viele konnten ihre Tornister nicht mehr tragen. Deshalb kamen mein Sohn Fritz und andere jungen Leute aus der

Gemeinde und führten auf kleinen Ziehwagen das Gepäck nach Lörrach.

In diesen Tagen kamen Grenzaufseher und Forstbeamte, die vor den ins Elsaß eingedrungenen Franzosen geflohen waren, zu uns herüber und wurden freundlich aufgenommen. Aus einem Gefecht bei Pfettershausen, einem deutschen Grenzort, wurde von einer kleinen Truppe die erste Siegesbeute gebracht, ein Schimmel, ein Kürassierhelm und eine Lanze. Letztere waren einem gefallenen französischen Dragonerunteroffizier abgenommen worden. Jetzt brachte man sie in das Weiler Pfarrhaus. Dort blieben sie lange stehen, eines Tages aber nahm sie ein Soldat mit, der auf Kriegsbeute lüstern war, aber keine gewonnen hatte.

Am 10. August erschien der Stabsarzt Kiderlen und befahl die Einrichtung eines Lazaretts in der Leopoldshöher katholischen Kirche. Schon wurden Bänke herausgenommen, da erkennt man noch rechtzeitig, daß die Kirche weithin sichtbar ist — bis ins ferne Elsaß und leicht als Ziel für Artillerie dienen kann.

Am 8. August, ich wollte eben an die Predigtvorbereitung gehen, traten die Stabsärzte Kiderlen von Friedrichshafen und Grether von Lörrach bei mir ein. Sie wollten die Häuser im Dorf ansehen, die sich für Lazarette eigneten. Ich schlug ihnen vor unser evangelisches Gemeindehaus, das 1912/13 gebaut worden war, und die Kinderschule. Ferner stand an der Eimeldinger Straße ein sehr geräumiges, im Augenblick unbewohntes Herrschaftshaus. Es war einst von der in Baden bekannten Gelehrtenfamilie von Reichlin-Meldegg erbaut worden. Die Herren waren einverstanden. Sofort ließ der Bürgermeister ausschellen, daß die Ortsbewohner Betten und Bettzeug zur Verfügung stellen möchten. Am Nachmittag und am Abend war großer Betrieb: Sanitätskolonne, Helferinnenbund u. a. fanden sich ein. Die Herren Ernst

Mehlin, Eugen Bertsch und Malermeister Karl Müller schreiben die Stücke auf, die gebracht werden und helfen dieselben mit den Namen der Eigentümer zeichnen.

Unsere Lazarette statteten wir mit fünfzig Betten aus. In der Nachbarschaft waren noch Lazarette in Haltingen, Hüningen, St. Ludwig und in dem etwas weiter entfernten Badenweiler. Das genügte vollauf. Denn es fanden keine größeren Schlachten in unserer Nähe statt. Kriegsverwundete hatten wir nur wenige. Unsere Insassen hatten zumeist innere Leiden, Erkältungen und Entzündungen bis zur schmerzhaften und gefährlichen Stirnhöhlenentzündung.

Die Einwohner von Weil und den Nachbarorten wetteiferten darin, unser Lazarett mit Lebensmitteln auszustatten. Die Bauersfrauen brachten Milch, Butter und Obst in Fülle, die Jäger stifteten Hasen und sonstiges vierbeiniges und geflügeltes Wild. Wir bekamen geschenkt, so viel wir haben wollten. Eine Zeit lang schwammen wir im Ueberfluß. — Einmal durfte ich selbst sogar einen stattlichen Schinken erjagen. Und dies ging folgendermaßen zu: Ich hatte geschäftlich in Otterbach bei dem Zollbeamten zu tun. Auf der Straße stand der militärische Leiter der Passierstelle Leutnant Sattler und sprach lebhaft mit zwei Personen. Der Offizier mußte ihnen erklären: „Die Ausfuhr von Lebensmitteln ist verboten." Darüber waren beide, der Mann und seine Frau, sehr traurig und sahen bekümmert ihren stattlichen Schinken an. Als ich mit meinem Rädlein daherkam, lachte der Leutnant hell auf: „Jetzt weiß ich einen Ausweg aus der Not", rief er: „Sehen Sie, da kommt der Pfarrer von Weil, der braucht so etwas für sein Lazarett. Wie wäre es, wenn Sie ihm Ihren Schinken verkaufen oder besser noch, schenken würden?" Was wollten die beiden machen? Die Zeit verlangte Patriotismus und Nächstenliebe. Man wollte nicht kleinlich sein, und mit einer von Selbstüberwindung zeugenden, freundlichen Miene überreichten sie mir den Schinken als

Geschenk. Mit etlichen Dankesworten hängte ich ihn an mein Zweirad . . . und heidi, heida — flog ich davon.

Dafür, daß unsere Patienten auch zum vollen Genuß der Nahrungsmittel kamen, sorgte Fräulein Anna Glattacker, die Schwester des bekannten Malers Adolf Glattacker, als unsere bewährte Köchin.

Die Leitung unseres Lazarettes in den drei von unseren Kranken besetzten Häusern lag zuerst in der Hand der Pfarrfrau Emma Schlusser und ihrer treuen Assistentin Fräulein Elise Schüsselin, später in der Hand einer Rot-Kreuzschwester.

Welchen wunderlichen Dank wir einmal für unsere Liebesdienste im Lazarett empfingen, soll folgendes Histörchen erzählen. Gelegentlich, wenn wir Platz hatten, nahmen wir auch Zivilisten auf. So kam eines Tages zu uns ein Mann aus Neudorf, dem großen elsässischen Dorf bei Hüningen, mit seinen ausgedehnten Gemüsepflanzungen. Es ist besonders in Basel, Lörrach und Umgebung gut bekannt. Sein eigenes, bösartiges Pferd hatte ihn gebissen und schwer verletzt. Er mußte verbunden werden, und wir behielten ihn. Er bekam ein gutes Bett, das Pferd wurde in der Pfarrscheuer, die gerade keine Militärpferde zu beherbergen hatte, untergebracht, und jedermann, der in derselben etwas zu tun hatte, ging in großem Bogen um es herum. Als der Mann nach einigen Tagen geheilt war, und ohne etwas zahlen zu müssen, entlassen wurde, erklärte er unter vielen Dankesworten, wenn wir sonst nichts nähmen, wolle er, wenn er wieder nach Lörrach auf den Markt fahre, wenigstens einen Korb voll Gemüse für das Lazarett stiften. Wir möchten nur einen großen Korb für ihn in ein Lörracher Gasthaus schicken. Die Frau Pfarrer stellte einen ihrer neuen großen Körbe zur Verfügung. Unser einstiger Patient holte ihn ab, wir sahen aber nichts mehr von ihm, weder gefüllt, noch ungefüllt. . .

Als etwas Besonderes kann ich aus dieser Zeit berichten, daß ich einmal sogar in die Festung Istein hineingekommen bin, in die sonst kein Zivilist Zutritt hatte. Am 14. August war eines meiner Gemeindeglieder, Altgemeinderat und Bauer Frey auf der Heubühne vom Hitzschlag getroffen worden. Soldaten trugen ihn herunter und brachten ihn ins Haus. Sein einziger Sohn war als Arbeitsmann in der Festung Istein. Nun ließ mich seine Schwiegertochter rufen und bat mich, ich möchte doch den Versuch machen, ihren Mann zu seinem sterbenden Vater zu bringen. Ich fuhr mit dem Zweirad nach der Festung. Dort erreichte ich es, daß ein Unteroffizier in die Festung telefonierte und meinen Wunsch mitteilte. Ich wurde nun in die Festung hineingelassen. Der Gesuchte war bald gefunden. Nichts Arges ahnend, lag er in der Mittagspause auf dem Gras. Dem Festungskommandanten wies ich ein Zeugnis des Stabsarztes unserer 67er Feldartilleristen, welches bescheinigte, daß der Vater nahe am Sterben sei. Bereitwillig gab mir der Offizier Urlaub für meinen Schützling. Ich gab diesem mein Rad, damit er möglichst schnell nach Hause fahren könne, um seinen Vater noch am Leben zu treffen. Glücklicherweise trieb ich unterwegs auch für mich noch ein Fahrrad auf. Zwar mußte ich auch einen Teil des 15 Kilometer langen Weges zu Fuß zurücklegen; aber der Sohn hatte seinen Vater noch sehen dürfen.

Es ist das Gespräch im Dorf, daß zwei deutsche Militärpferde durchgegangen und in die ganz nahe Schweiz gelaufen seien. Die diplomatischen Beziehungen wurden aber deshalb gegenseitig nicht abgebrochen. Droben auf der Höhe von Tüllingen, wohin ich mit meinem Stabsarzt von St. W. gegangen war, kann man Kanonen sehen, die in Wirklichkeit Teile von Baumstämmen sind und die Feinde täuschen sollen. Man spricht davon, daß Japan schon jetzt seinen Anteil an der Beute haben wolle. — An diesem Tag holen wir die Kirchenbücher wieder herauf aus dem mit einem großen,

ſtarken Gewölbe verſehenen Keller des 1571 erbauten Pfarrhauſes. Wir hatten ſie dorthin gebracht, weil im Anfang an eine mögliche Beſchießung zu denken war. Auch andere Wertſtücke, z. B. Vermögensteile und Wertpapiere waren dort ſichergeſtellt und verborgen worden. Ebenſo Weißzeug und Kleider. Immerhin war dieſe Methode beſſer als die einer befreundeten Familie in einem andern Markgräfler Ort, welche ihre Wertpapiere in die Erde vergraben hatte und die bei dem einbrechenden Regen und der Bodenfeuchtigkeit ſchon etwas verſchimmelten Papiere auf dem Waſchſeil aufhing und trocknete. —

Wieder iſt es ruhig. Wieder müſſen alle mit Pferden und Ochſen beſpannbaren Wagen in Leopoldshöhe ſich einfinden, aber nicht nur diejenigen von Weil, ſondern auch von den umliegenden Orten und aus dem Elſaß. Allein das gegenüber Weil jenſeits des Rheins liegende Neudorf hatte ſechzig Wagen über den Strom gebracht. Sie ſollten Munition fahren.

Auf den Straßen konnte man ſich vor Menſchen und Wagen kaum bewegen. Ich ſtand in Leopoldshöhe und hatte einen gewaltigen Hunger. Da kommt einer meiner Männer von Weil und ſieht mir ſchon an der Naſe an, wo Bartel den Moſt holt oder vielmehr nicht holt. „Herr Pfarrer, ich helfe Ihnen“, ruft er. Einer der Wirte war ſein Schwager, und ſo gelingt es ihm tatſächlich, für mich eine ſtattliche Wurſt zu erobern. Freudeſtrahlend bringt er ſie mir, freudeſtrahlend nehme ich ſie in Empfang. Gerade will ich ſie zum Munde führen — da . . . mit des Geſchickes Mächten . . . — eine feſte Neudorfer Bauernfauſt greift nach meiner Wurſt, reißt ſie hinweg zum eigenen Mund, in dem ſie mit Blitzesſchnelle verſchwindet. C'est à la guerre, comme à la guerre. Der arme Kerl war von weiter her gekommen als ich, hatte ſchon länger dageſtanden und ſich einen tüchtigen Hunger „hingewartet“. Ich

konnte ihm nicht böse sein, sondern habe ihm noch einen guten Appetit gewünscht.

Zu Hause höre ich, daß es in der Nacht zum 19. August Alarm geben wird. Es kam so. Um 1 Uhr zu Bett, um 2 Uhr wieder heraus und die Offiziere im Hause geweckt! Die erste Batterie unserer 67er Feldartillerie geht um 3 Uhr, die zweite um 4 Uhr 30 ab. Auch unser lieber junger Wachtmeister Johannes mit seinem ganz gefährlichen Roß, welches beißt und schlägt, und bei dem er erst sicher ist, wenn er auf ihm sitzt, reitet trotz seines ganz schlimmen Fußes mit. Er kann die Schmerzen fast nicht aushalten, aber wenn es ein Gefecht geben soll, will er nicht zurückbleiben.

Wir blieben in ungeheurer Spannung. Was wird geschehen? Kommen sie zurück oder bleiben sie weg? Wir warten umsonst. Sie erschienen nicht wieder. Sie waren bei Tagsdorf in der Nähe von Altkirch in ein heftiges Gefecht verwickelt worden. Die deutsche Heeresleitung hatte ähnlich wie am 9. und 10. August den Versuch gemacht, die Franzosen an den Rhein zu locken . . . Diese Kriegslist war aber nur zu durchsichtig. Daß die Franzosen die Absicht sogleich bemerkt hatten, zeigt die Antwort eines französischen Hauptmanns im Lazarett zu St. Ludwig: „Nous ne sommes pas des quilles." Er dachte wohl an die Kugeln vom Isteiner Klotz.

Noch am 18. August brachte unser Gipser Garni einen von ihm selbst bei Niederranspach gefangenen französischen Soldaten ins Dorf. Man hörte das Gerücht, es seien bei Helfrantskirch, — nicht weit von Niederranspach — 20 000 Franzosen gefangen genommen worden. Die Zahl reduzierte sich zuletzt auf 12. Dagegen hörten wir am 19. August fast den ganzen Tag, besonders von 9 — 1 Uhr, am Nachmittag und abends von 7 — ½9 Uhr, heftigen Kanonendonner.

Nach der Kriegsbetstunde ging ich mit Lehrer Zapf auf die Leopoldshöhe, wo wir von schweren Verlusten des 109. Landwehr-

regiments hörten. Es sei an andern Orten noch weniger gut gegangen. Im Dorf war es an diesem Abend totenstill, wie in der Erwartung schwerer Nachrichten. Mächtig fielen die Strahlen der Scheinwerfer vom Isteiner Klotz und vom Brückenkopf Hüningen weit hinein ins Elsaß und suchten das Land ab. In der Nacht zum 20. August um 2 Uhr hören wir Pferdegetrappel. Unsere 67er Artilleristen kommen von dem Gefecht von Tagsdorf zurück. Sie erzählen, daß sie einer zehnfachen Uebermacht gegenübergestanden seien; besonders das 109. Landwehrregiment habe schwere Verluste gehabt. Im Lauf des Vormittags kamen unsere Infanteristen, müde vom Gefecht und Marsch wieder zurück. Mancher, der mitgezogen war gegen Altkirch, kam nicht wieder.

Die treuen Weiler lassen es an Wärmendem und Nährendem nicht fehlen. Viel gibt es zu erzählen! „Die Franzosen haben schlecht geschossen." Zwar ihr erster Schuß habe in eine Batterie eingeschlagen, aber die anderen seien fehlgegangen hoch über die Köpfe weg. Die feindlichen Patrouillen seien nacheinander abgefangen worden. Viele marokkanische Pferde, zumeist Schimmel, seien herrenlos auf dem Schlachtfeld umhergeirrt. Bei einem Gang durchs Dorf hatte ich Gelegenheit, in einigen Ställen die schönen arabischen Pferde zu sehen, welche unsere Soldaten als Beute mitgebracht hatten.

Auf dem Heimweg von der Kriegsandacht in Friedlingen sehe ich einen Wagen voll Verwundeter, die aber zu unserem großen Leidwesen einem andern Lazarett zugeteilt waren. Mein jüngster Sohn wollte schon im Lauf des Tages Kriegsverwundete für uns holen. Malermeister Müller und der Führer unserer Sanitätskolonne J. Ludin fahren mit ihm; sie kommen aber nur bis Blotzheim und kehren über Istein zurück.

Nun drängt es uns, das Schlachtfeld selbst aufzusuchen, um dort etwa nötige Hilfe zu leisten. Am Samstag, den 22. August,

erfuhr ich von Feldwebel Pfunder aus Auggen, daß der Sohn meines Vetters, Heinrich Kayser, bei Tagsdorf verwundet worden sei. Sofort fahre ich nach Lörrach zu diesem Verwandten, dem Vorstand der Wasser- und Straßenbauinspektion, und bestimme ihn, daß wir uns mit einem Auto wenigstens bis nach Hüningen fahren lassen und dort Erkundigungen einziehen. Wir suchen in den Spitälern von Hüningen nach dem Verwundeten, aber vergeblich. Wir erfahren, daß es jetzt noch nicht möglich ist, nach Altkirch zu kommen, da die Franzosen über Altkirch und Tagsdorf hinaus in der Richtung nach dem Rhein ständen. So galt es zu warten. Aber als ich am 26. August von einem unserer Einquartierungsoffiziere hörte, die Franzosen seien wieder hinter Altkirch zurückgegangen, da hält es mich nicht mehr. Wir fahren von Lörrach ab, Vetter Kayser, einer seiner Beamten und ich. An der Hüninger Brücke holen wir die Erlaubnis für unsere Reise; bei einem Gerichtsvollzieher in Hüningen, der am Tag vorher schon die Fahrt gewagt hat, erkundigen wir uns, wie wir uns zu verhalten haben. —

Und nun geht es los zur Rettung von deutschen Brüdern. Vielleicht, daß wir doch Bedenken gehabt hätten, wenn uns bekannt gewesen wäre, daß die Franzosen noch ganz nahe bei Altkirch, kaum 2 bis 3 Kilometer entfernt, in Karspach, säßen. So fuhren wir bis Häsingen durch die Rheinebene, dann in den Elsäßer Jura auf einer der vom ersten Napoleon gebauten Straßen, die freilich, vielleicht der Einfachheit wegen, immer über die höchsten Höhen führten, über Niederranspach, Dreihäuser, Hundspach, Tagsdorf, Wittersdorf nach Altkirch. Vor jedem dieser Dörfer erkundigten wir uns, ob keine Franzosen drinnen seien. Wir hielten auch am entgegengesetzten Ausgang der Dörfer an und sahen uns um, ob keine feindlichen Patrouillen irgendwo zu sehen seien. Gelegentlich luden wir einen Mann, den wir überholten, zum Mitfahren ein und fragten ihn aus. Denn das ganze Land vom Rhein an war in der Breite

von 30 Kilometern von Deutschen entblößt und stand für die Franzosen offen. In Tagsdorf, ungefähr 9 Kilometer von Altkirch entfernt, kehrten wir bei dem Lehrer an, der sich viel um die Verwundeten angenommen und eine große Zahl derselben im Schulhaus und in der Schulscheuer untergebracht hatte. Er hatte ein wunderbares Gedächtnis und außerdem eine besondere Kunst Menschen nachzuahmen. So konnte er eine Anzahl von deutschen Verwundeten mit seiner schauspielerischen Mimik uns so darstellen, daß wir sie sofort erkennen mußten. Auch an unseren Heinz Kayser konnte er sich erinnern.

Unsere Bemühung, ihn in einem der drei Lazarette zu finden, war vergeblich. Der Vater Kayser durfte aber erfahren, daß sein Sohn nur einen leichten Schulterschuß gehabt habe. So herb es für ihn war, den schmerzlich Gesuchten nicht mehr anzutreffen, so war er doch getröstet bei dem Gedanken, ihn am Leben zu wissen.

Etliche schwerverwundete Deutsche und Franzosen waren nicht nach Frankreich hineintransportiert worden. Von ihnen hatten mehrere Rückgratverletzungen, manche auch Bauchschüsse. Unsere vom Kampf zurückgekehrten Soldaten erzählten, daß die chasseurs d'Afrique darin eingeübt seien, sich, sobald eines ihrer Pferde im Kampf getötet worden sei, sofort hinter dem toten Tier zu verschanzen und liegend aufgelegt zu schießen. Daraus seien die vielen Bauchschüsse im Gefecht bei Tagsdorf zu erklären.

In einem der drei Spitäler der Stadt redeten wir mit dem Arzt. Er hatte am 20. und 21. August 650 Verwundete zu versorgen. Das muß furchtbar gewesen sein. Zweihundertfünfzig deutsche Soldaten wurden sogleich mit Extrazug 2. Klasse abgeholt.

Zwei Deutsche mit Bauchschüssen nahmen wir mit ihrer Zustimmung nach Weil in unser Lazarett mit. Der eine, Waldvogel, wurde wieder hergestellt, der andere, Ilch, mußte nach einigen Tagen

wegen entstandener Entzündung in Lörrach operiert werden und starb leider.

Während unserer ganzen Expedition hatten wir uns keine Zeit genommen etwas zu essen. Jetzt aber, als wir meinten, in unserem Auto wohlverpackt heimwärts zu fahren, zogen wir unsere Schinkenbrötchen hervor. Glücklicherweise merkte einer von uns bald, daß wir einen anderen Weg fuhren, als den wir gekommen waren. Wir hielten an, fragten und wurden belehrt, daß wir auf dem direkten Weg nach dem drei Kilometer entfernten Dorf Karspach seien, wo die Franzosen waren. Bei dieser Nachricht verging uns der Appetit; er kam erst wieder, als wir aus der Stadt heraus und unverkennbar auf dem rechten Weg waren. Mehrmals fragten unsere Verwundeten, ob wir bald in der Nähe des Rheins seien, und welche Freude hatten sie, als wir über den Strom fuhren! Bald lagen sie im Lazarett des evangelischen Gemeindehauses in guten Betten und wurden von geschickten Händen treu gepflegt.

Unsere liebe Sanitätskolonne in Weil hätte sich brennend gerne noch etliche Verwundete in Altkirch geholt. Ihr Führer Johann Ludin, Malermeister Müller und mein Sohn Fritz fuhren deswegen mit mir am folgenden Tag nachmittags auf Zweirädern ins Elsaß. Aber unsere langen Gesichter müßte man gesehen haben! Im Lazarett zu Altkirch war kein einziger Verwundeter mehr. Man hatte die letzten Verwundeten kurz zuvor nach Badenweiler gebracht. Dramatisch gestaltete sich unsere Rückfahrt in der Nacht. Deutsche Truppen waren an diesem Tag wieder über den Rhein gekommen. In Dreihäuser waren wir die Gäste der Offiziere des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 109, von denen wir uns erst nachts 10 Uhr verabschiedeten. Ruhe und Erquickung hatten uns sehr gut getan. In dem nahen Niederranspach warnten uns unsere treuen 67er Artilleristen ernstlich vor der Weiterfahrt. Es seien französische Patrouillen unterwegs, und die Gefahr sei vorhanden, daß wir

von einer ſolchen abgeſchoſſen würden. Wir könnten gut bei ihnen übernachten. Trotz dieſer Einladung und Sorge um uns riſſen wir uns los, ſchon um unſerer Angehörigen willen, die ſich zu Tode geängſtigt hätten, wenn wir in der Nacht nicht nach Hauſe gekommen wären. Wir blendeten bergaufwärts die Radlichter ab, ſprachen kein Wort und ſchoben in Abſtänden die Räder; bergab fuhren wir mit hellem Licht wie der Blitz ſo ſchnell, erreichten Häſingen und waren nun bald im Bereich unſerer Rheinwachen, alſo in Sicherheit. Freilich kam eine neue Schwierigkeit. Man hielt uns bei der Brückenkommandantur einer beſonderen Beleuchtung wert; dies geſchah mit dem Scheinwerfer, der uns ſo blendete, daß ein Vorwärtskommen faſt nicht möglich war. Als wir endlich am Brückenkopf ankamen, verlangte man die Loſung. Leider hatten wir vergeſſen, bei unſerem Zuſammenſein mit den Offizieren uns nach derſelben zu erkundigen. Zuletzt genügte die Verſicherung, daß ich Pfarrer der direkt angrenzenden Gemeinde Weil ſei, und der Umſtand, daß meine Begleiter den unverfälſchten alemanniſchen Dialekt der Gegend ſprachen.

In den folgenden Monaten fuhr ich noch einige Male ins Elſaß, nach den Orten Volkensberg, Steinſulz, Waldighofen, Helfrantskirch bis nach Pfirt. Zweck dieſer Fahrten war, denjenigen Soldaten, die von daheim nicht viel geſchickt bekamen und beſonders an Unterkleidung etwas brauchten, das Nötige mitzubringen. Daher waren Rad und Rucksack immer wohl bepackt auf dem Weg hinüber und leer, wenn ich zurückkam. Jedesmal meldete ſich auch jemand von der Sanitätskolonne oder ſonſt ein Vaterlandsfreund, der fragte, ob er mich begleiten dürfe. Selbſtverſtändlich freute ich mich über dieſen Eifer, und zu zweien im unbekannten Land iſt es ſtets beſſer und ſchöner als allein. Einmal begegneten wir einem Sergeanten mit einer verhältnismäßig großen Zahl deutſcher Soldaten. Sie brachten Gefangene mit ſich: einen franzöſiſchen Leutnant

und einige französische Soldaten. Wir redeten mit den Gefangenen und ihrem Führer. Zu dem jungen Leutnant sagte ich — es war Oktober 1914 — hoffentlich werde er Weihnachten wieder mit den Seinigen feiern. Seine Antwort war, er glaube, daß es länger gehen würde mit dem Krieg, wenigstens noch sechs Monate, denn: „il y a beaucoup de monde". Er wies damit auf die ungeheure Zahl der Mannschaften aller kriegführenden Völker hin.

In Waldighofen sahen wir an einem Grabstein auf dem Friedhof noch das Gehirn kleben von gefallenen deutschen Soldaten. Sie waren einen oder zwei Tage vorher plötzlich von den aus dem Wald kommenden Franzosen angegriffen worden. — Ein andermal traf es sich, daß ich mit unserem späteren Briefboten Johann Schöne in einem hochgelegenen Dorf war, als gerade bei großer Hitze ein Bataillon Landsturmleute ankam. Ich kannte einen und den andern, und sie erzählten mir von ihrem langen Marsch mit schwerem Torniſter in Sonnenglut. Vor allem litten sie unter ungeheuerem Durst. Meinen Weilern hätte ich nicht sagen brauchen, was sie tun sollten, aber hier war es anders. Die Einwohner hielten sich zumeist in ihren Häusern, nur wenige Neugierige standen umher und sahen die müden, ausgetrockneten Landwehrleute an. Empört über dieses Verhalten ging ich in eines der nächsten Häuser, und, ohne zu fragen, in die Küche, suchte mir die größten Gefäße aus, füllte sie mit Wasser und trug sie zu der dankbaren Mannschaft. Es war dies mehr ein naheliegender Gedanke, als eine große Tat. Denn ich hatte den Soldaten gesagt, was ich zu tun vorhatte, und stand so gewissermaßen unter ihrem Schutz.

Ein andermal fragte ein über das Feld reitender Oberstleutnant nach meinem Ausweis; ich gab ihm denselben, und als er meinen Namen las, fragte er mich, ob der in Karlsruhe mit seiner Mutter wohnende und schon in den ersten Tagen des August gefallene Hans Schlusser ein Verwandter von mir sei. Ich bejahte dies und ließ

ihn einen Brief lesen, den die Mutter, eine Witwe, mir nach dem Tod ihres Sohnes geschrieben hatte. Der Offizier wendete sich nach der andern Seite, um seine Tränen zu verbergen. Er sagte mir dann, er habe jeden Tag Gelegenheit gehabt, von seinem Haus in Karlsruhe aus das herzliche Verhältnis zu beobachten, wenn die Mutter ihren Sohn, einen jungen Mathematikprofessor, auf dem Weg zur Schule begleitete. Mit innerlichem Verständnis reichten wir einander die Hand. — —

Es war immer ein großer Jubel, wenn wir unsere vor kurzem noch bei uns einquartierten 67er Artilleristen, Offiziere und Mannschaften, oder auch sonstige Freunde und gute Bekannte trafen. Die Soldaten, die wir mit Gaben bedenken konnten, empfanden zumal Strümpfe und Unterhosen sehr angenehm in der kühler werdenden Herbstzeit und auf den rauhen Höhen des Juragebirges. Wir gedenken noch heute der Frau Kommerzienrat Garnier in Lörrach, der Vorsteherin des dortigen Roten Kreuzes, die stets etwas für uns auf Lager hatte, wenn wir kamen und baten.

Es waren wohl die Folgen und Nachwirkungen der Marneschlacht, daß am 22. Oktober über dreißig Stabsärzte und gegen 50 Königsberger Diakonissen, die von den Franzosen gefangen genommen und längere Zeit festgehalten worden waren, über die Grenze zu uns kamen. Sie erzählten unglaubliche Dinge. So wurden die Aerzte in Viehwagen eingesperrt, einer mußte sich von einem französischen Offizier eine Ohrfeige gefallen lassen für „la cathédrale de Rheims". — Sogar unsere Krankenschwestern erzählten uns, daß sie von französischen Frauen unsägliche Beschimpfungen erdulden mußten; obgleich man an ihrer Tracht die Dienerinnen der Liebe erkennen mußte, brachten es die französischen Megären fertig, nach den Aermsten mit Steinen und Pferdemist zu werfen. Eine unglaublich große militärische Mannschaft sei aufgeboten worden, um sie wie eine Kolonne von Verbrechern oder Aussätzigen durch Paris zu führen

und dem Spott der Menge preiszugeben. Etwas besonders Häßliches war, daß man vor die völlig unzulänglichen Aborte einen militärischen Posten stellte und die Schwestern zwang, so ihre Notdurft zu verrichten. — Unsere Gäste setzten, reichlich beschenkt mit gutem Obst, ihre Reise fort. Am 2. November 1914 kommen noch einmal in größerer Zahl Aerzte an, von Cette her, wo sie 8 bis 9 Wochen zurückgehalten worden waren. Auch sie waren auf dem Rückzug in Gefangenschaft geraten. Die Franzosen, so erzählten sie, hätten ihnen das Essen mit den Fingern vorgelegt. Nach der Beschießung der Kathedrale von Reims sei ihnen das Ei entzogen worden, das sie sonst bekamen. —

Bald schon kamen die schweren, die schwersten Aufgaben für einen Pfarrer. Wir sollten den Eltern und sonstigen Angehörigen der gefallenen, der im Lazarett gestorbenen und der vermißten Söhne, Männer und Brüder die Trauerbotschaft bringen. — Wie mancher Seufzer stieg zum Himmel hinauf um Kraft und Weisheit, um Glauben und Zartgefühl, damit die Herzen der Schwergeprüften nicht zu sehr verletzt würden! Und doch konnte es nicht anders sein, als daß unsere Mitteilungen eine große Betrübnis brachten. Furchtbar war es, daß im Laufe der Zeit viele, schon wenn sie den Pfarrer bei ihrem Hause sahen, auf den Tod erschraken, weil sie die schlimme Nachricht für möglich hielten. Am 8. September 1914 starb als erster in der Gemeinde Emil Ruser den Tod fürs Vaterland. In der Morgenfrühe des 8. September 1914 fuhr unser jüngster Sohn im Alter von 17¾ Jahren, genau im gleichen Alter, in welchem 1883 sein Vater beim Militär eingetreten war, nach Konstanz. Er erreichte es mit Mühe, daß er beim 114. Infanterieregiment eingestellt wurde, — ein besonderes Glück bei dem ungeheuren Ansturm von zwei Millionen Kriegsfreiwilligen.

Ein uns allen, die wir dabei beteiligt waren, schweres Erlebnis war die Auflösung unseres Lazaretts. Alles ging so gut. Wir

waren stolz darauf, kranke und verwundete Soldaten pflegen und heilen zu dürfen. Unsere Betten waren zumeist alle besetzt. Wir bekamen öfters von ganz entfernten Kriegsschauplätzen, wie von Verdun, unsere Patienten. Unterstützungen hatten wir von allen Seiten her. Da schickte uns ein Mann von Wollbach einen Wagen mit drei Zentnern der schönsten Aepfel. Die benachbarten Gemeinden schlossen sich zusammen und bestimmten eine Sammelstelle, wohin jede Gemeinde ihre Liebesgaben ablieferte; im Wartesaal des Bahnhofs und an dem Grenzübergang in Otterbach hingen Sammel-Kästchen, die besonders durch die aus Java über Italien heimreisenden Holländer gespeist wurden. Die Militärverwaltung zahlte uns gut ausreichende Beträge für jeden Patienten. Wir hatten schon längere Zeit als Leiterin eine tüchtige Rot-Kreuz-Schwester, Emma Ehret, die Helferinnen und Helfer taten ihr Werk mit Eifer und Geschick. Seit Mitte September hatten wir einen aus erfahrenen und gewissenhaften Männern und Frauen zusammengesetzten Ortsausschuß vom Roten Kreuz, politische und kirchliche Gemeinde dienten einander mit ihren Gaben in vollkommener Harmonie.

Da aber auch ein Lazarett aus Menschen besteht, ging es ohne Fehler und Schwierigkeiten nicht ab. Wir in Weil sollten für das Lazarett einer Nachbargemeinde Geld, Helferinnen, Blechgeschirr zur Verfügung stellen, damit jenes Lazarett ganz besonders ausgestattet würde. Außerdem war über die Vergütung der Aerzte in kleinen Lazaretten keine allgemein gültige Bestimmung vorhanden. Ueber dem Hin und Her und den entstandenen Spannungen wurde unser Weiler Lazarett Anfang Dezember 1914, das benachbarte in Haltingen wenige Tage später aufgehoben. Wie eine Löwin um ihr Junges kämpft, hatten wir uns gewehrt um unser Lazarett. — Wir mußten unsere Patienten verabschieden und nach Badenweiler ziehen lassen, das als Kurort sein Lazarett behalten durfte.

Feldpostpakete.

Vom Dienst an den Kranken und Verwundeten in unseren Lazaretten zum Dienst an Feldpostpaketen, — das scheint ein großer Schritt abwärts zu sein. Der erstere, so denkt man unwillkürlich, ist seelenvoll, der andere ist seelenlos. Und doch hatte auch der Dienst an den Paketen einen tieferen Inhalt. —

Solange unser deutsches Heer noch auf dem Vormarsch war, konnte von der Sendung von Feldpostpaketen nicht oder wenigstens nicht so weitgehend die Rede sein. Anders wurde es, als die Fronten sich versteiften, und der Stellungskrieg begann. Vollends nötig wurden diese Liebesgaben, als im Laufe der Kriegsjahre die Rationen draußen spärlicher, der Transport von den Feldküchen zu den vorderen Schützengräben schwieriger und gefährlicher wurde. Da wollten die Herzen in der Heimat lieber sich selbst etwas abziehen, als von dem Gedanken geplagt sein, daß zu den Gefahren für die Kämpfer draußen auch noch der Hunger sich gesellen sollte.

Aus Basel und der Schweiz im ganzen waren Hunderte, man darf sagen Tausende deutscher Reichsangehöriger über die Grenze gekommen, um die Heimat und das deutsche Land zu schützen. Am Anfang war die Sendung von Liebesgaben aus der Schweiz noch nicht geregelt. Allmählich fand man aber, daß besonders für die Deutschen in Kleinbasel der einfachste Weg über die Grenzstelle am Otterbach ging, und daß es am besten sei, die Pakete hier am Zoll in Empfang zu nehmen und dann nach der 20 Minuten entfernten Post von Leopoldshöhe weiterzuleiten. Damit auf diesem Weg von Otterbach bis Leopoldshöhe alles mit rechten Dingen zugehe, und kein Schmuggel stattfinden könne, verlangte der Oberzollinspektor,

Hauptmann Prokop in Lörrach, daß eine zuverlässige Persönlichkeit die Verantwortung und Besorgung übernehme. Dazu gehörte, daß jeden Tag die am Zoll abgegebenen Postpakete gesammelt, ihre Adressen in eine Liste eingetragen, und darauf die Liebesgaben in Säcke gefüllt würden. Diese wurden vor der Abfahrt plombiert und erst auf der Post wieder geöffnet. Die betreffenden Behörden fragten bei mir um Rat, und ich stellte mich zur Verfügung. — Die Einrichtung trat am 7. Januar 1915 in Kraft und dauerte bis zum Kriegsende. Bis die in Basel und Umgebung wohnenden Absender an die neue Ordnung gewöhnt waren, wurden nur wenige Pakete abgegeben, z. B. am 11. Januar 1915: 43 Stück; am 13. Januar: 62 Stück, aber schon am 15. Januar waren es 103 Stück, am 23. Januar 150 Stück, am 29. Januar 210 Stück. Am 3. Februar wurden 458 Pakete abgegeben; die Zahlen stiegen bis 616 am 22. Februar; in der Zeit vom 1.—6. Februar 1915 hatten wir 2983 Pakete. Sie hielten sich lange auf der durchschnittlichen Höhe von 250 Stück am Tag. Im Lauf der Zeit war uns die Zahl unserer Postpakete ein Gradmesser für das Vorhandensein von Lebensmitteln in der Schweiz, für neue Verordnungen wegen Grenzüberschreitungen der Schweizer bis zum deutschen Zoll und für die Ueberwachung der Grenzen zwischen Basel und Deutschland durch Franzosen. Es war ausgeschlossen, daß ich allein die ganze Arbeit mit der Uebernahme und dem Transport der täglich eintreffenden Pakete besorgen konnte. Noch heute denke ich, von Dank erfüllt, des weitgehenden Entgegenkommens und der niemals müden Hilfe der deutschen Zollbeamten an der Grenze. Ein besonders treuer Helfer war mir Herr Stützle. Das Dienstzimmer war halbe Tage lang und auch in den Nächten mit Bergen von Feldpostpaketen angefüllt, die manchmal ein Hindernis für den Zolldienst bildeten. In großer Hingabe besorgten die Beamten das Aufzeichnen der einzelnen Anschriften, wenn ich es selbst nicht besorgen konnte, was in den

meisten Fällen aus dienstlichen Gründen nicht möglich war. Ich erinnere mich, daß ich in einem Fall, als die Zollbeamten nicht helfen konnten, mehrere Stunden Adressen in die Liste eintrug. Den Transport begleitete ich im Anfang fast immer: Frauen und Kinder mit Ziehwägelchen waren meine Helfer. Später wurde der große Transportwagen von Herrn G. W. Bronner in Basel freundlich zur Verfügung gestellt. Für unsere Auslagen reichten die Einnahmen aus unseren Sammelbüchsen, die wir an geeigneten Plätzen aufgehängt hatten. Es sei hier auch der Wachmannschaften gedacht, die, wo es Gelegenheit gab, helfend zugriffen. Diesem Zusammenwirken war es zu danken, daß die fast übermäßig große Last getragen werden konnte. Es ist begreiflich, daß wir: die Zollbeamten, das Militär und ich miteinander berieten, wie unsere Arbeit etwas erleichtert werden könnte. Aber wir taten dieselbe weiter, bis endlich ein Gefreiter von der Kommandantur Leopoldshöhe für die Empfangnahme der Pakete, allerdings unter meiner Verantwortung und Kontrolle, uns als Hilfe gegeben wurde. Eine kleine Bretterhütte für ihn war schnell erstellt, und dies war, zumal gegen das Ende des Krieges erwünscht und nötig. Die erlaubte Ausfuhr von Lebensmitteln aus der Schweiz wurde immer geringer und hörte zuletzt so gut wie ganz auf. Nur noch Rauchwaren konnten geschickt werden. Eßwaren konnten wir Angrenzer eigentlich nur noch tief im Magen verborgen, ausführen. So bauten wir ein besonderes Abteil in die Liebesgabenhütte ein, wo die Frauen, die aus der Schweiz etwas Eßbares für die Feldsoldaten brachten, ungestört die wenigen unter ihren Röcken verborgenen Lebensmittel, etwas Schokolade, eine kleine Wurst und dergl. hervorholen und zum Verpacken geben konnten. Unser Gefreiter wurde von mir immer reichlich mit Packpapier, Packleinwand, Schnüren und was sonst nötig war, versehen. Unter den Augen der Ueberbringerinnen packte er und schrieb die Adressen oder ließ die Uebersender selbst sie schreiben. Ach, er hatte zuletzt nur noch wenig

zu tun! Von Monat zu Monat, von Woche zu Woche verringerte sich die Zahl der immer dünner werdenden Pakete von 60 auf 50, 40, 30 und ganz zuletzt kamen Tage mit 15 und 12. Die wirtschaftliche Hilfe aus der Schweiz für unsere Soldaten war erschöpft. —

Das Ideale an dieser scheinbar recht prosaischen Arbeit war die sichtbare Liebe und Treue, die man spüren durfte, wenn die Liebesgabensendungen übergeben wurden, und die Unermüdlichkeit, mit welcher man bis ans Ende diesen oftmals recht harten Dienst leistete. Kein schlechtes Wetter, keine neue, unverhoffte Paßschwierigkeit, keine eigene Armut, konnte den Strom von Liebe und Pflichtgefühl zurückdämmen, der so mächtig in diesen Feldpostpaketen sich zeigte. Aber auch die Mitarbeiter an diesem Werk kamen einander näher, der leitende Offizier, Leutnant Sattler, die Wachmannschaften, die Zollbeamten und der Weiler Pfarrer, der bis zum Kriegsende die Verantwortung und Aufsicht hatte über die richtige Beförderung, wenn er auch in den späteren Kriegsjahren nicht mehr so häufig kommen und bisweilen nur alle acht Tage unterschreiben konnte, daß alles in Ordnung sei. — Manchen von den Wachmännern und Zollbeamten durfte ich nach dem Krieg wieder treffen, und es war stets eine Freude.

Da die zahlreichen Wachmannschaften bei dem Mangel an Wohnungen, — es waren damals nur drei Privathäuser und das Zollhaus in Otterbach, — nicht gut untergebracht werden konnten und weite Wege in ihre entfernten Quartiere machen mußten, so betrieb ich zusammen mit Leutnant Sattler den Bau einer Baracke, wie sie in Stetten bei Lörrach schon vorhanden war. Ein Weiler Gemeinderat, selbst Häuserbauer, machte einen Plan und überschlug die Kosten. Sie waren mit 1400 Mark in Aussicht genommen. Die vorgesetzte militärische Behörde war einsichtig, und die Baracke entstand. Da nun die Soldaten näher beisammen waren, nahm ich

bisweilen meine Geige mit und übte mit einem kleinen Männerchor Lieder ein.

An dem Grenzübergang Otterbach war ein sehr lebhafter Verkehr von Menschen der verschiedensten Sorten. Die wunderlichsten Kostgänger unseres Herrgotts sind da an mir vorübergeströmt. Es ging wie beim Eulenspiegel, Groß und Klein, wie's der Hirt zum Tor hinaustreibt. Einer von den vielen ist mir in besonders lebendiger Erinnerung geblieben. Es war ein junger Pfälzer. Kühne Augen blitzten in dem unternehmungslustigen Gesicht. Ich fragte ihn, wohin er wolle. „Als deutscher Soldat ins deutsche Heer," war die Antwort. Woher er komme, fragte ich weiter. Er hatte in Argentinien eine kaufmännische Stellung gehabt. Als er vom Ausbruch des Krieges erfuhr, konnte ihn niemand mehr halten. Er mußte ins Vaterland zurück. Aber wie heimkommen? Kurz entschlossen ging er auf ein italienisches Handelsboot. Er hoffte so den argwöhnischen Augen der englischen Beobachtungsschiffe zu entgehen. Eine englische Mannschaft kam an Bord. Er verbarg sich im tiefsten Schiffsbodenraum unter einem Zelttuch. Kaum fand er noch Luft zum Atmen. Ob aber die Engländer Lunte gerochen hatten? Oder ob Verrat im Spiel gewesen war? Er wurde in seinem Versteck gefunden und nach Gibraltar verschleppt. Aber der findige Kopf wußte seinem Kerker zu entrinnen und auf einem anderen neutralen Boot nach Genua zu entkommen. Italien hatte noch nicht den Krieg erklärt. Er war auf neutralem Boden, und so gelang ihm die Reise nach Deutschland an die Front. Was wohl aus ihm geworden sein mag? In einigen schlichten Versen habe ich die Eindrücke jener Tage festgehalten.

Zwei Deutsche.

In einer schönen Schweizer Stadt
Ein deutsches Paar erworben hat

Sich Haus und Hof — ihm gehts nicht schlecht,
Dazu das Schweizer Bürgerrecht.

Kaum sieht der Mann von mir den Schein,
Da fällt ihm schon das Beste ein,
Was er von seinem Leben weiß,
Und unbedenklich gibt er's preis:

Gottlob, daß ich nicht Deutscher bin,
Nicht brauch ich in den Krieg zu zieh'n.
Kann schaffen, handeln, werde reich,
Und alles andre ist mir gleich.

* * *

Von fernem Land kam übers Meer
Ein Mann zum Dienst im deutschen Heer,
Dem Vaterland in Kampf und Not
Will Treu' er halten bis zum Tod.

Da hält der Feind sein Dampfboot an.
Was schert ihn die neutrale Fahn'? —
Zelttuchumhüllt und atmend kaum
Liegt tief er im Schiffsbodenraum.

Man reißt ihn fort in strenge Haft. —
Gibraltars Fels sieht, wie er schafft,
Der Feuergeist, zu werden frei,
Zu stehen seinem Volke bei.

Und als er kommt ins deutsche Land,
Da schwört er laut und hebt die Hand:
Dich laß ich nicht, halt' bei dir aus,
Helf' siegreich enden diesen Strauß.

Der Krieg vielleicht mein Leben raubt.
Ihr Freunde, dieses fest mir glaubt:
Und wär ein zweites Leben mein,
Für Deutschland wollte gern ich's weih'n.

Die Urlauberfürsorge und die neutrale Zone.

Etwa ein Jahr nach dem Beginn des furchtbaren „Krieges der Irrungen", wurden die ersten Heimatsurlaube gewährt. Wie freute man sich, in das geliebte Elternhaus, zu Frau und Kind, zu den Stätten des Friedens, die man in grausiger Kriegsarbeit vor der Zerstörung beschützt hatte, endlich, endlich wieder einmal für zwei bis drei Wochen zurückzukehren! Aber unsere deutschen Nachbarn im Westen, im neutralen Gebiet des oberen Elsasses, waren ausgenommen von dieser Freude. Alle die elsässischen Soldaten aus der „Neutralen Zone" durften in den meisten Fällen ihren Urlaub nicht daheim bei den Ihrigen verleben. Die Mannschaften von Neudorf, einer 4000 Seelen zählenden Gemeinde, von Hüningen, St. Ludwig, Hegenheim bis zum südlichsten Teil des Elsasses nach Kiffis kamen bis an die Grenze des Rheins, aber hinüber durften sie nicht. Da war denn der Jammer groß. Die Frauen und sonstigen Angehörigen durften zwar zu ihren Urlaubern herüber ins badische Land, aber diese nicht hinüber in ihr Heimathaus. Es kam vor, daß in Neudorf eine Mutter sterbend lag und ihren Sohn, der in Weil seinen Urlaub verlebte, noch einmal sehen wollte. Es wurde nicht erlaubt. Die Mutter starb. Dann bekam der Sohn die Erlaubnis, über den Rhein zu gehen, um an dem Begräbnis teilzunehmen. Neudorf liegt, gut sichtbar, 4 bis 5 Kilometer von Weil entfernt. — Die Gasthäuser reichten bei weitem nicht aus, die immer zahlreicher werdenden elsässischen Urlauber und diejenigen aus der Schweiz, samt den herüberkommenden Angehörigen aufzunehmen. Auch wäre die Bezahlung von Uebernachtungen im Wirtshaus und

Hotel viel zu teuer gekommen, da den elsässischen Urlaubern keinerlei Zuschuß für ihre Ausgaben auf der rechten Seite des Rheins gewährt wurde. Naturgemäß wollten die Elsässer Soldaten am liebsten so nahe als möglich an der Rheinbrücke von Hüningen bleiben, damit, wenn ausnahmsweise die Sperre aufgehoben wurde, sie schnell hinüberkommen konnten. Auch ihre herübergekommenen Familienmitglieder sollten keinen allzu weiten Weg zu ihnen haben.

Da die Zahl der Urlauber größer wurde, ergab sich für mich, als den Vorsteher des Roten Kreuzes, von selbst und ohne Auftrag von einer Behörde, ohne vorherige Verabredung mit etwaigen Geldspendern, die Notwendigkeit zu helfen. Das Wort Jesu: „Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt", trat einem täglich mahnend vor Auge und Seele.

So wurde uns zur Selbstverständlichkeit die tatkräftige Fürsorge für die Urlauber aus dem Elsaß und der Schweiz, die ihren Urlaub in der Fremde verleben mußten. Sie sollten, soweit es möglich war, einen — wenn auch bescheidenen Ersatz für ihre Heimat bekommen. So nahm zunächst das Pfarrhaus selbst während der noch folgenden drei Kriegsjahre so viele Urlauber zum Uebernachten auf, als möglich war; außerdem wurden mit Hilfe entgegenkommender Gemeindeglieder noch etwa sechzig sonstige Uebernachtungsgelegenheiten besorgt. Für eine einzelne Uebernachtung wurden 50 Pfennig vergütet, für zwei Betten wurden 80 Pfennig bezahlt und für drei in einem Raum wurde eine Mark gegeben. —

Es brauchte nicht erst, — was bald wegen der Ordnung geschah, — ein Anschlag am Bahnhof unserer Hauptstation Weil—Leopoldshöhe die Urlauber aufmerksam machen, an wen sie sich zu wenden hätten. Mit größter Schnelligkeit wurde es von Mund zu Mund mitgeteilt, wo das „Regimentsbüro" sei, daß man von der Frau Pfarrer in die militärisch geführte Liste eingetragen und mit Frau und Kind oder auch allein in eines der noch freien Quartiere

gewiesen würde. Bisweilen war der Zustrom von Elsässern, die Quartier suchten, unheimlich groß; wenn dazu noch Urlauber mit den letzten Abendzügen kamen, mußte ich mit meinen „Heimatlosen" noch um 11 Uhr abends oder später durch die Straßen des Dorfs gehen und mir die Häuser betrachten, ob nicht in diesem oder jenem eine Möglichkeit des Uebernachtens gefunden werden könnte. Wenn es ganz schwierig wurde, öffnete man den Saal des 1912/13 gebauten evangelischen Gemeindehauses, den man für kirchliche und soziale Zwecke brauchte, und machte mit Strohsäcken oder Stroh allein Betten. Einmal, als ausnahmsweise die Zureise ins Elsaß gestattet, aber dann ganz überraschend schnell wieder gesperrt wurde, mußten noch am Abend rund 300 Urlauber über die Rheinbrücke zu uns herüber marschieren. Ihre Stimmung war begreiflicherweise nicht die der Sanftmut. Mit Steinen und Bierflaschen bewarfen sie die Baracke der Wachmannschaft zwischen Leopoldshöhe und Friedlingen. Sofort wurde vom Pfarrhaus der ganze Apparat in Bewegung gesetzt. Die eigenen Kinder und Nachbarsleute führten die aufgeregten Männer in die Quartiere, und als man aus mehreren Nachbarhäusern, wie aus der Scheuer des Pfarrhauses genügend Stroh ins evangelische Gemeindehaus geschafft hatte, kam das Enkelsöhnlein des Bürgermeisters, der zwischen Gemeindehaus und Pfarrhaus wohnte, und brachte sein eigenes kleines Kopfkissen, um auch etwas zur Linderung der Not beizutragen. So war für das unmittelbar Wichtigste gesorgt. Ein sanfter Schlaf breitete sich über den Zorn der Gemüter, der freilich am andern Tag noch einmal ausbrach und sich Luft schaffte. — Es war gut, daß fast immer Kinder des Pfarrhauses zur Verfügung standen, um die Urlauber zu ihren Quartieren zu führen.

Ziemlich am Anfang unserer Fürsorge für die elsässischen und aus der Schweiz stammenden Urlauber gab es ein heiteres Erlebnis. Es kam von Serbien her ein Elsässer abends etwa um 7 Uhr ins

Haus und bat um Quartier. Alles war beſetzt. Nur im evangeliſchen Gemeindehaus war in einem Speicherzimmer neben zwei belegten noch ein drittes, freies Bett vorhanden. Ich ſagte dem Mann, der noch eine wunderſchöne Trompete, eine Kriegstrophäe aus Serbien, bei ſich hatte, er könne entweder direkt in ſein Quartier, das ich ihm zeigte, oder in meine Kriegsandacht oder in den nahen „Schwanen" gehen. Er zog das letztere vor. Ich hielt meine Kriegsandacht. Alles ſchien in Ordnung. Meine Tagewerke waren damals ſchwer. Nachts ½1 Uhr ſank ich todmüde in den erſten Schlaf. Da rief die alte Frau, die einige Zimmer des Gemeindehauſes bewohnte und die Einquartierungen dort beſorgte, plötzlich von der Straße aus laut meinen Namen. In Schlaftrunkenheit rannte ich ans Fenſter und ſah, daß ſie mit einem Soldaten unten ſtand. Entſetzt und mit eindringlicher Stimme bat ſie mich, ſofort zu kommen, der Urlauber aus Serbien, den ich noch ſpät zum Einquartieren geſchickt habe, ſei ganz gefährlich. Er habe im Streit mit dem Seitengewehr den mit ihr gekommenen, neben ihr ſtehenden Soldaten geſtochen. Ich zog mich raſch an, unterſuchte den Fall und ſchaute nach Blut aus. Als keine Blutſpuren zu finden waren, erklärte ich der Frau, daß hier offenbar ein Irrtum vorliege. Denn zum Geſtochenwordenſein gehöre auch Blutfließen. Ich ging mit ihr und dem ganz erſchrockenen „geſtochenen" Soldaten zum Gemeindehaus und war im Begriff, hinaufzugehen in das gefährliche Schlafgemach. Aber die Frau hielt mich mit allen Kräften, nicht nur ſolchen der Rede, ab. Der Mann droben habe ein Gewehr und werde ſicher auf mich ſchießen. So bat ich die Frau, zu dem in der Nähe wohnenden Polizeidiener zu gehen und ihn herbeizuholen. Dieſer Mann aber, nicht erfreut, um 1 Uhr in der Nacht geweckt zu werden, ſchickte ſie mit der Antwort zurück, er habe nicht den Dienſt in der Nacht, ſondern nur den am Tage. Darauf ging ſie zu dem andern; dieſer, den ſie um ½2 Uhr weckte, erklärte, er ſei nur für das Zivil da,

aber nicht für das Militär. So mußte die Arme den etwas weiteren Weg zurücklegen bis zur Schulwache. Ich ließ den wachhabenden Unteroffizier bitten, schleunigst zwei seiner Landsturmleute mit Gewehr zu schicken. Als diese kamen, meinten sie, nachdem ich ihnen die Sachlage erklärt hatte, sie wollten an der Haustür Posten stehen, ich möge den Delinquenten herunterholen, und sie würden ihn, wenn er zu entfliehen suche, dann festhalten. Auch dieser Heldendienst blieb ihnen indessen erspart. Denn als ich mit dem ersten Polizeimann, der sich inzwischen eines Besseren besonnen hatte, in das Quartierzimmer eintrat, lag der vermeintliche Missetäter schlafend auf dem Boden, seinen einen Stiefel liebend im Arm haltend. Als er wach wurde und sich im Augenblick nicht recht in die Situation finden konnte, mich aber doch als den Pfarrer erkannte, der ihn hierher gewiesen hatte, fing er in seiner Verlegenheit und in der Erinnerung an vergangene Tage an, das Glaubensbekenntnis aufzusagen.

Der vermeintlich Gestochene war neben dem guten „Serben" in brüderlicher Einheit eingeschlafen. In der Nacht träumte der „Serbe" sehr lebhaft, es sei Alarm; er griff im Schlaf nach der Trompete, die neben ihm auf dem Boden lag. Aber anstatt das Mundstück in den Mund zu stecken, wohin es gehörte, stieß er seinen Bettnachbar damit in den Rücken; derselbe sprang brüllend auf und suchte das Weite. Er schwur Stein und Bein, sein Schlafgenosse sei verrückt geworden und habe mit seinem Seitengewehr nach ihm gestochen. Der „Serbe" schlief wieder ein, und da er seinen Bettkumpanen vermißte, umarmte er zärtlich seinen Reiterstiefel. So war das Rätsel gelöst. Der Gestochene aber weigerte sich, mit einem solchen gefährlichen Schlafgenossen noch weiter das Zimmer zu teilen. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihn nach Leopoldshöhe zu schicken. Dort war von der Kommandantur ein schöner, geräumiger einstiger Futtergang mit zwanzig Betten versehen und von den Bewohnern mit echtem Soldatenhumor „Rittersaal" getauft

worden. Ob er dort wirklich ein tapferer Ritter geworden iſt, weiß ich nicht.

Gegen Ende des Krieges beſchloß die deutſche Regierung, jedem beurlaubten Elſäſſer, der ſeinen Urlaub nicht daheim verbringen durfte, eine Entſchädigung zu geben. Pro Mann und Tag wurden drei Mark bezahlt, kam die Frau zu Beſuch, ſo bekam ſie auch drei Mark, ebenſoviel wurde für zwei Kinder bezahlt, wenn ſie den Vater im Urlaub beſuchten. In Lörrach konnte die Städtiſche Kaſſe dieſe Gelder für ihre elſäſſiſchen Urlauber auslegen und ſich die Beträge ſpäter vom Reich erſetzen laſſen. Unſere kleine Gemeindekaſſe war dazu nicht im Stand. Ich legte als Vorſitzender des Roten Kreuzes die erſten 700 Mark aus. Damit war aber meine beſcheidene Kaſſe erſchöpft. Die Urlauber mußten wieder ins Feld, ohne das Geld erhalten zu haben, worauf ſie Anſpruch hatten. Sie wußten ganz genau, was ihnen zuſtand, und murrten ungeheuerlich darüber, daß ſie ihr Geld nicht bekamen. Ich ſchrieb an das Rote Kreuz und bat um Vorſchuß von wenigſtens 10 000 Mark. Aber Sankt Bürokratius hat auch im Krieg ſeine Mucken und Tücken gehabt. Der Amtsſchimmel war ſcheints lahm geworden. Ich wartete Monat um Monat, aber ich bekam nichts. Da riß mir der Geduldsfaden. Mit etlicher Mühe erhielt ich die Erlaubnis, nach Straßburg zu fahren. Dort ging ich mit einem lieben Straßburger Freund ins elſäſſiſche Miniſterium und fand volles Verſtändnis für unſere Not. Die elſäſſiſche Regierung ſtachelte ſehr energiſch das Rote Kreuz in Karlsruhe an, daß es endlich ſich rühren ſollte.

Um den Herren vom Roten Kreuz etwas auf die Beine zu helfen, griff ich zu einer Kriegsliſt. Zwei Vertreter des Roten Kreuzes kamen von Karlsruhe zu mir ins Pfarrhaus nach Weil, um endlich die nötige Unterſuchung vorzunehmen. Nun ging ich, ehe die Herren kamen, zu meinen Elſäſſern und ſagte ihnen: An

dem und dem Tag vormittags 11 Uhr wird eine für Euch sehr wichtige Beratung im Pfarrhaus stattfinden. Es wird gut sein, wenn Ihr um diese Zeit ins Pfarrhaus kommt. Richtig! Als die Rot-Kreuz-Herren und ich in meinem Amtszimmer beisammen saßen, klopfte es in einem fort an die Zimmertür. „Herein! Was wünschen Sie?" Jedesmal die Antwort: „Wann kriege ich meine Unterstützung für meine Urlaubszeit? . . ." Als wieder einer kam, und ich ihm die Frage vorlegte, was er wolle, sagte er kühl: „Sie haben uns ja für heute Morgen alle bestellt." O weh! Mit Mühe habe ich das Lachen verbissen. Auch die beiden Herren machten große Augen über die vielen Männer. Endlich ging ihnen ein Licht auf. Ob sie sich hinter den Ohren gekratzt haben, weiß ich nicht. . . Aber item: meine Schützlinge kriegten ihr Geld, auch die, welche schon wieder ins Feld zurückgekehrt waren.

Ein trübes Bild muß der heiteren Schilderung angeschlossen werden. Unser schöner Rittersaal in Leopoldshöhe war nach dem 9. November das Quartier für viele aus dem Krieg zurückkehrenden Mannschaften. Ich hatte die Aufsicht über den Raum. Aber so oft ich kam, fehlte irgend etwas von den Einrichtungsgegenständen, einmal eine Decke, am nächsten Tag drei Decken, dann die Weckuhr und schließlich alles, was man mitschleppen konnte. Die letzten Nachzügler, die im Rittersaal Unterkunft suchten, hatten nicht einmal mehr eine Decke, in die sie sich einhüllen konnten.

Die von uns geführten Urlaubslisten ergaben die Zahl von rund fünfzigtausend Uebernachtungen, abgesehen von denjenigen im Rittersaal in Leopoldshöhe, über die wir nicht Buch führten und für die wir keine Auslagen hatten.

Die großen Summen, die wir an unsere Quartiergeber zahlten, flossen zusammen aus Gemeinden im Elsaß, aus Gaben eines Heereslieferanten und unserer Eisenbahnergewerkschaft, aus unseren Käßchen am Bahnhof und in Otterbach und aus Gaben vieler sonstigen

Wohltäter. Auch der Dank blieb nicht aus. Ich fragte einen Neudorfer, ob er glaube, daß man mich auch in seinem Dorf kennen würde, wenn ich einmal hinüberkäme? Lange besann er sich, um die richtige Antwort zu finden. Endlich hatte er sie. „Herr Pfarrer," sagte er zu mir, „wenn Sie zu uns nach Neudorf kommen, Sie kommen nicht mehr nüchtern heim."

Im Frühjahr 1915 wurde auch ein Stück badischen, also rechtsrheinischen Landes in die neutrale Zone einbezogen. Es war unser an den Rhein grenzender Ortsteil Friedlingen. Man wußte von den Friedlingern, daß sie manchmal und gerne zu dem Hüninger Pfarrer Rost oder zu dem ganz großen Prediger Pfarrer D. Burg in Basel in die Kirche gingen, was ich ihnen nicht verübelte, selbst wenn die weitere Entfernung der Weiler Kirche nicht der einzige Grund war. Auch die leibliche Nahrung holten sie gelegentlich in Hüningen, und es bestanden mancherlei gesellschaftliche Beziehungen herüber und hinüber. Man nahm an, daß aus diesen Gründen Friedlingen durch einen von der Hüninger Eisenbahnbrücke anfangenden und sich weit in unsere Weiler Gesamtgemarkung hineinschiebenden Zaun von der Muttergemeinde abgeschlossen wurde.

Eine Versammlung von maßgebenden Männern und Frauen der Gemeinde im Friedlinger Schulhaus, welche eine Eingabe an das badische Ministerium beschloß mit der Bitte, die Zerlegung der Gemeinde in zwei voneinander abgesonderte Teile zu verhindern, hatte keinen Erfolg. Unser Tun wurde als staatsgefährlich betrachtet, der Eintritt in die neutrale Zone zum Zweck der Teilnahme an der bewußten Sitzung galt als Mißbrauch unserer Passagierscheine, auch die Geheimpolizei trat ein wenig in Aktion, und das sonst sehr gute Verhältnis zu den Herren Militärs wurde vorübergehend ein wenig getrübt. Da aber der Drahtzaun blieb, und wir uns gehorsam, wenn auch nicht urteilslos, in die Verhältnisse schickten, so waren wir bald wieder gut Freund.

Nur die mutige Präsidentin des Friedlinger Frauenvereins machte noch einmal einen Vorstoß durch einen Brief an die Frau Großherzogin. Sie schilderte ihr mit drastischen Worten die innerhalb des Drahtzauns auf die Lebensmittel, besonders auf das Fleisch der Metzger wartenden Friedlinger Frauen unter dem Bild der Fütterung der Raubtiere im Zoologischen Garten, die innerhalb der Gitterstäbe hin und her laufen und die Fleischstücke der Wärter mit glühenden Augen betrachten. — Auch das mitleidige Herz der Landesmutter wußte hier keinen Rat.

Aber Frau Furtwängler verstand sich nicht nur auf eine tapfere Wehr, sondern auch auf eine erbauliche Lehr'. Als an einem Sonntagabend zum Gottesdienst in der Friedlinger Schule kein Pfarrer erschien, weil mein Vertreter aus irgendeiner Ursache nicht durch den Drahtzaun kam, nahm sie, wie beim Militär in solchem Fall der dienstälteste Vorgesetzte, die Leitung in die Hand. Sie gab dem Organisten — vielmehr dem Harmoniumspieler — ein Gesangbuchlied an und bat ihn, es zu spielen, und die Gemeinde, es zu singen. Dann folgte Gebet, Schriftlesung etwas länger, weil sie gleichzeitig als Predigt diente, Gesang und Schlußgebet.

Es blieb selbstverständlich immer für uns unklar, warum unsere zur Musterung für das deutsche Heer einberufenen Männer ihren Weg nach Lörrach über Basel anstatt durch deutsches Gebiet über Leopoldshöhe und Weil machen mußten.

Ein Bürger von Friedlingen hatte auf dem Lörracher Markt zwei Läuferschweine gekauft. Er durfte sie durch deutsches Gebiet bis an das Tor des Drahtzauns bringen, weil zwar für sie der Eintritt in die neutrale Zone von Deutschland her erlaubt war, aber nicht für ihn. In die Schweiz durfte er die Tiere nicht mitnehmen, und die Schweitzer hätten auch die Ausfuhr derselben nicht gestattet. So ging er allein durch die Schweiz in großem Bogen über Kleinhüningen von der entgegengesetzten Seite nach Friedlingen, erreichte

den Drahtzaun von innen her, holte mit einem Griff durch das Tor des Zauns, der ihm von der Wache erlaubt wurde, seine wartenden Tierchen herein und brachte sie in sein nahes Haus.

Bei Sterbefällen wurde zum Begräbnis für den Toten die Tür des Drahtzauns ohne weiteres geöffnet; die an der Trauerfeier auf dem Friedhof der Muttergemeinde Weil Teilnehmenden brauchten einen Ausweis. Hier stellte sich der Friedlinger Lehrer zur Verfügung, der eine Liste derselben anfertigte und der Kommandantur vorlegte.

Für manchen aus dem Gefangenenlager entflohenen Russen war der Drahtzaun eine Ursache großer Enttäuschung. Hatte er mit vieler Mühe die Drähte soweit mit einem Bengel zusammengebogen, daß er zwischen ihnen hindurchschlüpfen konnte, so meinte er, in der Schweiz, dem Land der Freiheit, angekommen zu sein. Welch ein Schreck, wenn plötzlich in der Dunkelheit der wachhabende Unteroffizier auftauchte, dem nächsten Landsturmmann zu schießen befahl und dem Fliehenden nachlief, bis er zum zweiten Mal Gefangener wurde.

Später wurden überall an dem Drahtzaun bis über den Tüllinger Berg hin, wo er der Landesgrenze folgte, hellklingende Schellen angebracht, welche zu der Knebelarbeit fliehender Russen die begleitende Musik abgaben und sie verrieten. Als gegen Ende des Kriegs der Drahtzaun teilweise und nach dem Krieg ganz verschwand, bemächtigte sich die Jugend mit großer Freude dieser Schellen; selbst der Weiler Pfarrer hat jetzt noch einer derselben in seinem Schreibtisch zum Andenken.

Warum die Gemeinde Weil durch den Drahtzaun getrennt worden war, und wir teilweise nicht einmal unsere Wiesen zum Mähen und unser Heu zum Heimführen ohne Ausweis erreichen konnten, ist bis heute ein ungelöstes Rätsel geblieben.

Nahrungsmittellager.

Am 1. März 1917 teilte mir der Vorstand des Lörracher Bezirksamts unter dem Siegel größter Verschwiegenheit mit, daß möglicherweise Flüchtlinge aus dem Oberelsaß über den Rhein kommen, und daß Nahrungsmittel für deren Ernährung gesandt würden. Man hielt offenbar eine Beschießung der elsässischen Dörfer und Städte durch die Franzosen für möglich. Das Geheimnis brauchte nicht lange gewahrt zu werden. Schon am 2. März, nachmittags 4 Uhr, erschien bei mir der Ratschreiber Haas. Ein Eisenbahnwagen, sagte er, sei vom Elsaß herübergekommen. Adressiert sei er an die Gemeinde Weil. Die Gemeinde wisse nicht, was dieser Wagen bedeute. Es sei ihr nichts darüber mitgeteilt worden, in welcher Weise die Gemeinde die in ihm enthaltenen Lebensmittel verwenden solle. — Sofort ging die Reise zum Bezirksamt. Dort wurde mir gesagt, wir sollten den Wagen ausladen. Mit Hilfe von einigen Fuhrwerken und Soldaten wurden die Waren in den einzigen gerade zur Verfügung stehenden Raum, in den hinteren Teil unserer riesengroßen Kirche gebracht und dort aufgestapelt. Der Inhalt des Eisenbahnwagens bestand u. a. aus: 100 Zentnern Zucker, 40 Zentnern Weizengries, vielen Büchsen konservierter Milch und zahlreichen Säcken mit Hülsenfrüchten. Sicherlich waren diese wertvollen Güter in der Kirche am besten aufgehoben. Trotzdem befürchtete ich, daß unberufene Hände sich an ihnen vergreifen möchten. Ich bat daher die militärische Wache, die einen Posten in der Nähe der Kirche auf-

gestellt hatte, man möge ein sorgliches Auge haben auf die Lebensmittel, die uns anvertraut waren. Ebenso bat ich die Nachbarn der Kirche, auf diese kostbare Sendung besonders zu achten.

Da standen sie nun die vielen Zuckersäcke und alle die Kisten auf den Bänken als stille, treue Zuhörer der Predigt des Pfarrers und als Mahner der Gemeindeglieder, auch so treu ihren Kirchenplatz zu behaupten.

In den armen Hungerjahren ist durch Menschen nichts, auch nicht das Geringste von diesen Waren entwendet worden. Das ist ein leuchtendes Zeugnis für die Gemeinde Weil.

Da für die Unterbringung von etwa 15—20 000 Menschen, auf die wir rechnen mußten, unsere Gemeinde zu klein war, wurden noch Haltingen, Binzen, Efringen und Haagen zur Hilfe herbeigezogen. Sie erhielten deshalb kleinere Teile aus unserem Warenlager. Von Zeit zu Zeit kamen Revisionsbeamte. Sie nahmen Einsicht von dem vollzähligen Bestand und von der richtigen Lagerung der Lebensmittel. Ebenso wurden unsere Vorräte immer nach gewissen Zeiten wieder zum Verbrauch abgeholt und durch frische ersetzt. Nur ein Feind machte uns viel zu schaffen und erforderte die schärfste Bekämpfung. Das waren die immer zahlreicher und frecher sich einstellenden Kirchenmäuse, die hier Gelegenheit suchten und fanden, das Sprichwort: „arm wie eine Kirchenmaus" Lügen zu strafen. Die größte Zahl der an einem Tage von mir gefangenen Mäuse betrug 17, und manchen Sack mußte die Pfarrfrau zuflicken, weil die Bohnen und Erbsen oder der Zucker anfingen herauszurinnen. Zuletzt halfen wir uns durch Verlegung der am meisten gefährdeten Lebensmittel in den Bodenraum einer Mühle, die am anderen, zehn Minuten entfernten Ende des Dorfes stand. Dort konnten wir auch den Weizengries prüfen lassen, ob er noch völlig brauchbar sei.

Eine entsprechende Zahl von kochkundigen Mädchen stand in steter Bereitschaft. Sie wußten genau, in welchen Häusern gute

und große, womöglich kupferne Waschkessel zum Kochen benutzt werden konnten. Mit der größten unserer Fabriken, der Färberei und Appretur Schusterinsel, wurde verabredet, daß ihre schönen, großen Kupferkessel zur Verfügung gestellt würden, wenn Not an Mann ginge. Dies war umso leichter möglich, als in den letzten Zeiten des Kriegs die Fabrik still stand. Noch oft denke ich daran, wie ich an der Seite von Herrn Strähler, dem Direktor der Fabrik, durch die leeren, öden Räume ging, und er mir sagte, es kämen ihm fast die Tränen beim Anblick der menschenleeren Arbeitsstätten. Derselbe Mann erfüllte mir bald darauf, als ich ihn für die kinderreiche Familie eines verstorbenen Arbeiters um eine besondere Unterstützung bat, meinen Wunsch. Er fragte mich, welche Gabe ich vorschlage; ich lehnte ab, eine Summe zu nennen, da dies unbescheiden sei. Als er mich aber wiederholt aufforderte, einen Betrag anzugeben, sagte ich ihm, ob er der Familie 500 Mark zuwenden könne, obschon der Mann weit über die Zeit hinaus unterstützt worden war, in der er Anspruch hatte auf die Krankenkassenzahlungen. Weniger wird er schon von selbst geben, dachte ich mir, wenn ihm mein Vorschlag zu hoch ist. Der biedere und großzügige Schweizer sagte: „Ich gebe Ihnen 1000 Mark und bin Ihnen dankbar, wenn Sie der Witwe selbst die Summe überbringen wollen." Dabei drückte er mir einen damals noch wertvollen Tausendmarkschein in die Hand.

Als der Waffenstillstand am 11. November 1918 abgeschlossen war, mußten die deutschen Truppen so schnell wie möglich den Rhein erreichen und über ihn zurückkehren. In diesen Tagen kam von der Verwaltung des deutschen Warenlagers in Sierenz bei Mülhausen die Aufforderung, die zumeist von dort gesandten Lebensmittel über den Rhein nach Sierenz zurückzuschicken. Auf die Gefahr hin, mit der deutschen Militärverwaltung, vielleicht gar mit den heranrückenden Franzosen in Konflikt zu kommen, gab ich weder auf diese Anweisung, noch auf eine zweite Mahnung der Sierenzer Ver-

waltung Antwort. Doch nahm ich nach der Mahnung Rücksprache mit dem Bezirksamt, welches ganz korrekt der Ansicht war, ich müsse die Waren an den Ort ihrer Herkunft zurücksenden. Ich wartete noch etwa 2 Tage, bis ich hörte, daß der Bahnverkehr mit dem Elsaß abgebrochen sei. Dann ging ich zu dem Bahnvorstand und erklärte ihm, ich wolle die Vorräte unseres Lebensmittellagers nach Sierenz schicken, sie seien von dort angefordert worden. „Da hätten Sie früher kommen sollen," sagte der Beamte, „jetzt können Sie nichts mehr nach Sierenz schicken." Ich fragte, ob es wirklich nicht möglich sei und ging nach der verneinenden Antwort innerlich zufrieden und lächelnd nach Hause. — Weder von den Deutschen, noch von den Franzosen geschah mir ein Leid. In dem allgemeinen Trubel kümmerte man sich nicht viel um solche „Kleinigkeiten", und das riesige Lager war zur Verteilung an deutsche Volksgenossen, die Lebensmittel nötig brauchten, gerettet und fiel auf jeden Fall nicht in die Hände der Franzosen.

Die Schüblingszüge.

Am 1. November, — Allerheiligen, — 1917 kündigte sich Frau Kommerzienrat Garnier, die hervorragend rührige und erfahrene Vorsteherin des Lörracher Roten Kreuzes, bei mir zum Besuch an. Es kam zu einer Konferenz in Leopoldshöhe mit Frau Garnier, ihrem Mann, dem Oberleutnant Blattmann von der Kommandantur und mir. Auf der schönen, sich weithin streckenden Eisenbahnrampe, die wenige Jahre später auf Geheiß des Versailler Diktats abgetragen werden mußte, wurde gerade die Erbauung einer großen Baracke angefangen. Wir berieten über die Aufgaben und Pflichten, die für uns durch die Schüblingszüge erwachsen würden; diese sollten vom 5. November 1917 an täglich zweimal eintreffen und französische Zivilbevölkerung aus den Gefahrenzonen bringen. Vor ihrer Weiterreise in die Schweiz war ein etwa zweistündiger Aufenthalt in der Grenzstation Weil-Leopoldshöhe vorgesehen. Während dieses Aufenthaltes sollten die Leute noch einmal durchsucht werden auf ihr Gepäck und ihre Kleidung, auf ihre Papiere und auf das Geld, das sie bei sich hatten. Sie sollten Gelegenheit bekommen, Postkarten zu kaufen und an ihre kriegsgefangenen Angehörigen in Deutschland zu schreiben. Auch sollte, soweit es möglich war, etwas getan werden zur Linderung ihres furchtbaren Loses. Unser Verein vom Roten Kreuz sollte hilfsbereite Kräfte zur Verfügung stellen.

Da die Entfernung von Weil bis zur Station Leopoldshöhe etwa 2 Kilometer, dagegen von Lörrach 7 bis 8 Kilometer beträgt, ſo ſollten die Helferinnen von Weil an fünf Tagen und Nächten, diejenigen von Lörrach nur an einem Nachmittag in Anſpruch genommen werden. Die Arbeit eines Tages verlangte ein zweimaliges Erſcheinen je für zwei Stunden, am Nachmittag zwei Uhr und in der Nacht um vier Uhr. Am Samstag kam nur ein Schüblingszug mit 650 Perſonen am Nachmittag, am Sonntag keiner. In den Zügen ſollten Erwachſene und Kinder aus den gefährlichen Gegenden hinweggeführt, über unſere Grenze in die Schweiz und von dort weiter in den ſüdlichen Teil ihres Vaterlandes gebracht werden, wo die Kriegsfurie nicht tobte. Wohl die meiſten unſerer Schüblinge hatten ſchon länger die Gefahrzonen verlaſſen müſſen und waren nach ruhigen Gegenden in Belgien gebracht worden. Von hier wurden ſie dann zu uns weiterbefördert.

Wie den Armen von uns bei dem Fehlen aller nur einigermaßen zureichenden Hilfsmittel geholfen werden ſollte, blieb unſerem Scharfſinn überlaſſen. Der nächſte Gedanke war die Schweiz. Sollten nicht die Baſler Nachbarn, die ſo manchmal ſchon großzügig geholfen hatten, mit uns fühlen und uns von Zeit zu Zeit einige Lebens- und Genußmittel für die Heimatloſen überlaſſen? Noch ehe der erſte Schüblingszug eintraf, fuhr ich zu den Vertretern des Roten Kreuzes in Baſel. Die maßgebenden Herren Bankdirektor Büchmann und Profeſſor Dr. Speiſer waren liebenswürdig und bereit zum Helfen und Unterſtützen. Nur was wir am liebſten gehabt und am nötigſten gebraucht hätten, Nahrungs- und Genußmittel, das durften ſie uns nicht geben, weil ſonſt die Entente, die an der Grenze ſcharf den Verkehr der Schweizer mit Deutſchland überwachte, ihnen ſelbſt die Zufuhr von Lebensmitteln geſperrt hätte. So mußten wir denn uns ſelber helfen, ſo gut wir konnten. Geld wollten ſie uns geben, ſo viel wir wünſchten, und ſie bewieſen es auch durch

die Tat. Aber was wir brauchten, konnten wir in Deutschland nicht kaufen und vom Ausland her nicht einführen. Am 5. November standen wir in der Frühe um 2.45 Uhr auf. Meine Frau und ich gingen zu Fuß nach dem Bahnhof von Leopoldshöhe. Dort trafen wir einige Frauen des Frauenvereins. Wir warteten. Der Zug sollte 60 — 80 Minuten Verspätung haben; zuletzt waren es drei Stunden. Es war ein kühler Morgen. Ein Oberstleutnant vom Armee-Oberkommando wartete mit uns. Er wußte sich offenbar unser Erscheinen nicht zu erklären, denn die Sache sollte zuerst ganz militärisch gehandhabt werden. Frau Lehrer Schäfer von Weil-Friedlingen, die durch den Drahtzaun gekommen war, versorgte ihren mitgebrachen Tee anderweitig. — Unser Tagewerk begann, ich hielt meinen Unterricht in der Schule. Nach dem Mittagessen gingen die Pfarrersleute wieder nach der Station, um den zweiten Schüblingszug zu empfangen. Jetzt, — am Nachmittag waren auch die Lörracher zur Stelle, der Oberamtmann Geh. R. Dörle, Bürgermeister Gugelmeier, Frau Garnier und Regierungsbaumeister Schuler u. a. Sie brachten 20 Liter Milch mit, die wir, Fräulein Grether und ich, auf einem von der Bahn genommenen Wagen herbeischoben. Etwas warme Milch war für die kleinen Kinder der unglücklichen Eltern oder vielmehr der Mütter, — denn die französischen Männer standen ja großenteils auch im Feld, — etwas ungemein Wertvolles. Die Franzosen zeigten sich außerordentlich dankbar für diese Hilfe. Das Mitbringen von Milch dauerte nicht lange. Schon nach den ersten Tagen kam ein Zeitungsartikel, der viel beachtet wurde. Er tadelte, daß man französischen Kindern Milch bringe, während deutsche Mütter nur mit vieler Mühe ein wenig Milch für ihre Kinder bekommen könnten. Der Vorwurf war nicht ganz unberechtigt. Nur wurde übersehen, daß diese kleinen Franzosen eine weite Reise bis zu uns gemacht hatten in ungeheizten Eisenbahnwagen mit teilweise zerbrochenen und den Wind durch-

lassenden Fensterscheiben. Den ersten Ersatz für etwas Besseres suchte ich in der Feldschlächterei von Groß-Hüningen. Zusammen mit einem Offizierstellvertreter versuchte ich in der Küche die heiße Wurstbrühe. Ein Mann von Friedlingen konnte täglich ein Faß voll auf einem Schubkarren herüberbringen. Ein Kessel wurde angeschafft, mehrere Mädchen aus unserem Helferinnenkreis besorgten abwechslungsweise die Erwärmung der Brühe und das Heraufschaffen auf die Station kurz vor Ankunft unserer Schüblingszüge. Die Frau des Bahnhofvorstandes hatte uns ihre Waschküche für die Aufstellung und Heizung unseres Kessels überlassen. Nicht immer waren die Empfänger begeistert für diesen Trank. Es ist mir noch gut in der Erinnerung, wie ein Franzose, als er die Tasse zum Munde führte und den heißen Hauch ihres Inhaltes roch, vor sich hinsagte: Ça pue (das stinkt). Andere tranken den Absud unbefangen. Er sollte ja auch in unserem Sinne nur ein Erwärmungsmittel sein nach einer entsetzlich langen und oft bitterkalten Fahrt.

Am 8. November hatte der eine Schüblingszug zwei Stunden, am 9. November sieben Stunden Verspätung. Ich übernehme die erste Stunde der Lehrerin Fräulein Hessig, die von Anfang des Krieges an bei jeder Arbeit treulich mithalf und jetzt an der Reihe war für den Schüblingszug der Nacht, der sieben Stunden warten ließ. Die Lokomotive hatte sich geweigert, weiterzugehen und war mitten auf der Strecke stehen geblieben. Ich sah den Zug gerade weiterfahren, als ich nach meinen Schulstunden in Friedlingen um 12.30 Uhr auf der Bahnüberführung einherging. Er hätte um 6.37 Uhr vormittags abfahren sollen.

In der langen und oft kalten Winterzeit versahen unsere Mädchen und Frauen unverdrossen ihren recht mühsamen Dienst in den dunkeln Nachtstunden vor dem kommenden Tag, wie am Nachmittag. Ich kann nicht behaupten, daß ich ganz regelmäßig mich bei der

Arbeit an den Schüblingszügen beteiligte oder wenigstens eine strenge Kontrolle geübt habe. Aber manchmal war ich doch dabei auf der großen Rampe, wo die Evakuierten einzeln in den Untersuchungsraum hineingehen mußten, zu einer anderen Türe wieder herauskamen und ihre heiße Brühe von uns erhielten. Später sammelten wir Nußschalen. Wir hatten gehört, daß manche Familien aus den harten Schalen, wenn sie dieselben lange gekocht hatten, einen nach Vanille schmeckenden Tee bereiteten. Die hilfsbereiten Gemeindeglieder und Volksgenossen hatten in kurzer Zeit mehrere Säcke voll Nußschalen beisammen, und wir durften unseren Vorrat im katholischen Pfarrhaus aufbewahren, das nahe der Station Leopoldshöhe steht. So konnten wir unseren Schüblingen ein wenig Abwechslung bieten. Zwischenherein, bis alle abgefertigt waren, wurden Postkarten an sie verkauft, und jede unserer Helferinnen hatte eine Anzahl Bleistifte bei sich, wie wir auch für die Getränke viele Gläser vorrätig haben mußten. Man unterhielt sich auch ein wenig mit den heimatlosen Angehörigen des mit uns kriegführenden Volks, und es traf sich gut, daß bei der Mannschaft der Kommandantur ein Soldat war, der in früheren Jahren in mehreren Teilen von Frankreich als Kellner Anstellung hatte. Wir kannten ihn alle und schätzten ihn, den „Lorenz". Er sprach nicht nur geläufig französisch, sondern wußte sich auch in den einzelnen Dialekten gut auszudrücken, so daß es oftmals ein frohes Aufleuchten der Augen gab, wenn Leute, die in der Bretagne oder einem sonstigen Departement des inneren Frankreich aufgewachsen waren, ihre heimatliche Mundart zu hören bekamen. Ein trauriges Erlebnis hatten wir, als ein Mann aus St. Quentin tot ankam. Wir stellten seine Personalien fest, damit die Nachricht seinen Angehörigen zugestellt werden konnte. Ich hielt ihm die Begräbnisfeier, an der sich einige Dorfbewohner beteiligten. Er wurde in der Reihe der sonstigen Gräber bestattet.

Manchmal meinten einige unserer Gäste bei ihrer Ankunft, sie seien schon in der Schweiz, andere fragten erschrocken: „Sind wir am Ende in Bayern?“ Es schien uns, daß sie vor den Bayern großen Respekt hatten. Wir mochten es ihnen von Herzen gönnen, daß sie nun bald nach dem gastfreundlichen und viele Hilfsmittel darbietenden Basel kamen. Ein Schweizer Offizier zeigte mir gelegentlich eines Besuchs in Basel den ganzen großen Aufbau, der im elsässischen Bahnhof der Reichsbahn für die ankommenden Franzosen hergerichtet war. Da waren Räume zum Waschen und zur Erfrischung, Gelegenheiten, sich mit neuer Wäsche und besserer Kleidung zu versehen, Tische, auf denen kräftige, warme Nahrung aufgestellt war.

Es traf sich, daß ich an demselben Tag, unmittelbar nach der Besichtigung der Wohlfahrtseinrichtung für die heimatlos gewordenen Franzosen in Basel, abends 5.30 Uhr eine große Zahl westfälischer Kinder am Bundesbahnhof abzuholen hatte, die, geführt von ihrem Pfarrer Sinn, die gastliche Schweiz verließen und der Heimat zustrebten. Da das viele und zum Teil große Gepäck in den elektrischen Wagen nicht Platz hatte, und auch für die vielen Kinder mehrere elektrische Wagen nötig gewesen wären, so nahmen wir einige Dienstmänner mit Schiebwagen für das Gepäck, auch für einen Knaben mit einem Fußleiden und machten den Weg durch Basel bis nach der Passierstelle, etwa 6—7 Kilometer zu Fuß. Die Kinder waren begeistert über ihren Aufenthalt und ihre Verpflegung in der Schweiz, sie sangen mächtig: Nun ade, du mein lieb Schweizerland, mein Schweizerland ade!

Unter den vielen Liedern, die sie auf dem langen Weg durch die Stadt anstimmten, kam auch das deutsche Nationallied: „Deutschland, Deutschland über alles“ vor; die Kinder sangen alle drei Verse. Eine vornehme Baslerin, die uns begegnete, lud die Kinder ein, mit ihr in einen Bäckerladen einzutreten, wo sie mit allerlei guten

Sachen ausgestattet wurden. Dem Beispiel folgten noch mehrere andere Baslerinnen. Zuletzt hatten die Kinder soviele Backwaren bei sich, daß diese fast nicht mehr als Reiseproviant gelten konnten, und ich an der Zollgrenze selbst mithelfen mußte, alles herüberzutragen. Die Kinder wurden auch in Weil, wo die Quartiere schon vorbereitet waren, mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Sie fuhren mit Dank und schönen Eindrücken am folgenden Tag weiter in ihre Heimat Westfalen.

Unsere Arbeit an den Schüblingszügen gab noch öfters Anlaß zu Besprechungen im Roten Kreuz Lörrach und Weil, leider auch zu einem recht schmerzhaften Rheumatismus der Pfarrfrau. Aber im ganzen wurden wir täglich mit neuer Kraft und neuem Mut ausgerüstet von der höheren, über uns waltenden Macht. Wir dachten auch an unsere Uebermenschliches leistenden und duldenden Soldaten im Feld, an die Gefallenen und an unser heißgeliebtes Vaterland. Die Arbeit mit den Schüblingen ging mit Kriegsschluß zu Ende.

Der Lehrer von Hartmannsweiler und der Lehrer von Hüningen.

Wenn ich an den Lehrer Lévêque und an seine Beschreibung von Hartmannsweiler, von seinem Schulhaus, Garten, von seinem Lehren und Arbeiten denke, wird es mir immer zumute, wie wenn ein wunderbar schöner sonnenbestrahlter Frühlingsmorgen vor mir aufginge. Ich sehe den eifrigen, kenntnisreichen Pädagogen in seinem hellen Schulzimmer mit den an seinen Lippen hängenden Schülern. Vor meinen Augen schreitet er durch seinen wohlangelegten Garten, in dem er neben Blumen und Gemüse die edelsten Obstsorten gepflanzt hat; hier kneift er einen wilden Schoß ab, dort heftet er einen Zweig an. Wie sehr er die Herzen der Leute im Dorf gewonnen hatte, mag folgender kleiner Zug deutlich machen. Zu seiner Frau kommt auf Besuch die Frau Bürgermeisterin und erzählt von einem Fortschritt in der Gemeinde, der Einführung der Gasheizung. „Ach," so bemerkt sie, „ich sehe noch keinen Gasherd in Ihrer Küche. Möchten Sie nicht gerne einen solchen haben? Mein Mann wird dafür sorgen, daß Sie Gas bekommen." Der Herd ließ in der Tat nicht lang auf sich warten.

Wenn ich mir Hartmannsweiler vorstellen will, denke ich an eines unserer schönsten Markgräfler Dörfer mit fruchtbarem Boden, wohlgeordneten Gemeindeverhältnissen und einer an Zucht und Ordnung gewöhnten Kinderschar. —

Furchtbar wurde Herr Lévêque aus diesem Frieden mit seinem fleißigen Schaffen und aus seiner Familie hinweggerissen. Ganz im Anfang des Kriegs führten ihn französische Soldaten mit vielen an-

deren Elsässern zusammen hinweg als Zivilgefangenen. Von seinen Erlebnissen, die er mir erzählte, ist mir noch besonders in Erinnerung eine Nacht in einem ganz engen, überall festverschlossenen Gefängnisraum. Alle Gefangenen waren infolge schlechter Ernährung und großer Märsche darmkrank. Gelegenheit zum Austreten gab es nicht. Zwei tinettes (Abtrittkübel) standen den etwa 30 Mann in ihrem Zimmer zur Verfügung, und um Mitternacht, als die Frau des Gefangenenwärters in einer Schüssel Wassersuppe brachte, gaben sie einander nur ganz langsam die zwei zur Verfügung stehenden Löffel, damit die Tür doch ein wenig länger frische Luft einließe. — Ein andermal verlangte er in einem Saal ohne Dach, für einen frierenden, dem Tod nahen Leidensgenossen eine Decke mit den Worten: „Nun, die Republik wird doch noch etwas Wärmendes haben für einen sterbenden Elsässer." Sofort packten ihn sechs Fäuste und schoben ihn in ein ganz enges, finsteres Felsenloch. Er wußte nicht, wie lange er in ihm gelegen hatte, als ein barmherziger französischer Arzt ihn befreite.

Als sie in einer Stadt Halt machen mußten, forderte sie ein Mann dreimal auf, in seinen Ruf „Vive la France!" einzustimmen. Sie taten ihm nicht den Willen und schwiegen. Nun hagelten Steine über sie herab, und Stecken wurden über ihnen geschwungen, bis sie endlich weitergeführt wurden.

Dieses Verhalten der Elsässer war der beste Beweis gegen die später im Ausland verbreitete Behauptung, diese Menschen, die ihre Heimat verlassen mußten, und in ein Internierungslager gebracht wurden, seien aus Vorliebe für Frankreich ins Innere des Landes gegangen.

Die Behandlung im Konzentrationslager war besser, als diejenige, welche sie von manchen Zivilisten auf ihrer Reise erfahren hatten. Besonders wußte sich der gewandte und kenntnisreiche Lehrer Lévêque der Lage anzubequemen. Um in der Gegend botanische Stu-

dien zu machen und um dann und wann von entfernteren Orten eine Nachricht ins neutrale Ausland zu ſenden, bediente er ſich der Liſt, früh am Morgen einen Brief oder eine Poſtkarte in den Briefkaſten des Lagers zu werfen oder werfen zu laſſen. War er beim Appell nicht zur Stelle, ſo beſtätigten einige ſeiner Kameraden, daß er vor kurzem noch geſehen worden ſei, wie er etwas in den Poſtſchalter eingeworfen habe. Die Nachprüfung am Schalter beſtätigte die Richtigkeit, alſo mußte er in der Nähe ſein. Einmal freilich, als er — kühner geworden — ein ganzes Paket von ſchriftlichen Mitteilungen auch ſeiner Leidensgenoſſen ins Ausland ſchmuggeln wollte, wurde dasſelbe entdeckt. Nur mit beſonders großer Liſt entkam er aus der Falle, in welche er geraten war. Er verfertigte ſchleunigſt ein dem erſten ganz ähnliches zweites Paket mit derſelben Anſchrift und brachte es vermittelſt eines Nachſchlüſſels, den er ſich gemacht hatte, in das Zimmer des Lageroffiziers. Er nahm das gefährliche Stück weg und hinterließ das harmloſe, nur ein paar alte Strümpfe und eine franzöſiſche Grammatik enthaltende Paket. Bei dem Gerichtsverfahren vor dem Kapitän, dem aumônier (Militärpfarrer) und einem Sergeanten ergab ſich die Unſchuld und die kindliche „tumpheit" des Abſenders, und das „Vergehen" wurde mit acht Tagen Stubenarreſt geſühnt.

Brennend gern hätte er ein deutſches Kriegsgefangenenlager beſucht, das in der Nähe eingerichtet war. Mutig, wie er war, marſchierte er auf die Wache des Lagers und bat um die Erlaubnis, das Lager beſichtigen zu dürfen. Da er ein tadelloſes Franzöſiſch ſprach, hielt man ihn wohl auf der Wache für eine offizielle franzöſiſche Perſönlichkeit, der das Recht zu einer ſolchen Beſichtigung zuſtehe. Man gab ihm einen Unteroffizier mit, der ihn überall herumführte. Mit einem Mal merkte er, daß ihn argwöhniſche Blicke muſterten. Etliche franzöſiſche Offiziere rochen wohl Lunte. Es ging ihm kalt und heiß den Rücken hinunter. Was tun? Schnell entſchloſſen zog

er ein Fünffrankenstück aus der Tasche, steckte es seinem begleitenden Unteroffizier in die Hand und flüsterte ihm zu: „Vous êtes maintenant mon cousin". Der Unteroffizier ging bereitwillig auf den Vorschlag der neuen Verwandtschaft ein und stellte mit liebenswürdigster Miene seinen neugebackenen Vetter den argwöhnischen Herren vor, die ihn dann ruhig durch das Lager marschieren ließen.

Aber das Beste und Wichtigste, was ihm gelang, war die Befreiung und Aufhebung des Internierungslagers. Aufmerksam gemacht durch die Korrespondenzen des Hartmannsweiler Lehrers, kam eine neutrale Kommission und machte der dreijährigen Gefangenschaft ein Ende. Er durfte in sein geliebtes deutsches Elsaß zurückkehren. Freilich, sein schönes Hartmannsweiler fand Herr Lévêque nicht mehr. Es war zerstört, zerschossen, Kriegsschauplatz. Der Hartmannsweiler Kopf, der nach einer aus dem 14. Jahrhundert stammenden und von Lehrer L. im Rathaus zu Thann entdeckten Urkunde dereinst um 5—6 Gulden von der Gemeinde Hartmannsweiler gekauft worden war, hatte im Kriege von 1914—1918 mehr gekostet.

Nun traf ich gelegentlich meiner Besuche im Elsaß den heimatlos gewordenen Mann mit seiner Frau in einem dürftig eingerichteten Stübchen in Burgfelden bei Hüningen. Es dauerte nicht lange, bis wir einander näher kennenlernten und vertraute Freunde wurden. Er hielt uns bald darauf in unserem evang. Gemeindehaus einen interessanten Vortrag über seine Erlebnisse im Gefangenenlager. Etliche Tage später begegnete ich dem Lörracher Oberamtmann, der mir sagte: „Ich soll eine Versammlung abhalten, um für eine Kriegsanleihe zu werben und nun sagt mir im letzten Augenblick der Redner ab, den ich gewonnen hatte. Was soll ich machen?" Ich gab ihm zur Antwort: „Mein Elsässer Lehrer Lévêque wird das trefflich besorgen." Richtig! Lévêque sprach in der Versammlung zu Lörrach über seine Erlebnisse in der Gefangenschaft. Einen

besseren Werber hätte der Lörracher Oberamtmann nicht finden können.

Als der Krieg unglücklich für Deutschland ausging, fing eine ganz trübe Zeit für meinen Elsässer Freund an. Er hatte als Deutscher bis in die tiefste Seele hinein bestimmt auf den Sieg Deutschlands, des Volks der Pflicht, des Ernstes, der Dichter und Denker, gerechnet. Als die Franzosen in Burgfelden einrückten, zog doch noch ein heiteres Lächeln über sein Angesicht. Er sah, wie das Volk die französischen Soldaten empfing, wie der französische General vom Pferde stieg und in der ersten glühenden Begeisterung auf die Führerin der in der Nähe stehenden Barmherzigen Schwestern zuschritt und ihr den Begrüßungskuß auf die Lippen drückte. Es mag eine wunderliche Szene gewesen sein: Die Nonne hatte schon eine ganze Reihe von Jahren auf dem Buckel. Wie verblüfft mag sie ausgesehen haben, als sie die unerwartete Zärtlichkeit auf ihren welken Lippen spürte.

Jetzt war es für uns recht schwer, einander zu begegnen. Ins französische Elsaß konnte ich nicht mehr. Ebenso wenig war ihm der Weg nach Deutschland offen. Nur in Basel konnten wir uns — aber selten — treffen durch Vermittlung von Bekannten. Ich ließ Herrn Lévêque nicht im Ungewissen darüber, daß, wenn ihm Gefahr drohe, er jederzeit eine freundschaftliche Aufnahme im Weiler Pfarrhaus finden würde.

Es war in dem französisch gewordenen Elsaß die Herrschaft der commissions de triage eingezogen. Das Wort Triage hängt wohl zusammen mit trieur (Fruchtputzmaschine). In jedem Ort war eine commission de triage. Beschnüffelung, Denunziation und Verrat der Volksgenossen waren an der Tagesordnung. Wehe denen, die für Freunde Deutschlands galten! War jemand im Bann, so grüßte man ihn nicht mehr, um nicht in den Verdacht gleicher Gesinnung zu geraten. Es war eine Inquisition und ein Ketzer-

gericht im Lande. Man wußte nicht mehr, wem man noch trauen durfte. Wahre Volksgemeinschaft, Treue, Anstand und Mannesmut waren eine seltene Ware geworden.

Kein Wunder, daß Lehrer Lévêque vor die commission de triage in Mülhausen geladen wurde. Die Frage, warum er drei Jahre im Internierungslager gewesen sei, beantwortete er schlagfertig: „Das weiß ich nicht, Sie müssen es wissen; ich bin nicht freiwillig dorthin gegangen, Sie haben mich interniert." Der Großinquisitor bemerke: „Wir wollen es Ihnen sagen: Sie haben deutsche Gesinnung gehabt und bei Ihren Schülern gepflegt." Herr Lévêque: „Was würden Sie von einem französischen Lehrer sagen, wenn er keine französische Gesinnung hätte und in der Schule pflegen würde?" Darauf das Schlußwort des Richters: „Das ist etwas ganz anderes. Sie sind geborener Elsässer, und als solcher mußten Sie die deutschen Barbaren hassen und verabscheuen, wie die ganze Welt sie haßt und verabscheut." Herr L. wußte, was ihm bevorstand, und daß ihm im Inneren von Frankreich französische Gesinnung beigebracht werden sollte. So ergriff er die erste Gelegenheit, über den Rhein zu kommen. Das war nur möglich über Basel.

Mit soviel Wäsche und Kleidung, als auf seinem Leib Platz hatte, kam er herüber am 10. Mai 1919. Der Ortsausschuß für die elsässischen Ausgewiesenen war in meinem Studierzimmer versammelt. Es war dunkle Nacht, als er um 10 Uhr abends — ein Flüchtling — mit sichtlicher Erregung in unsere Mitte trat. Seine Frau mußte vorläufig noch in Burgfelden bleiben. Wir nahmen mit herzlichem Willkommensgruß den doppelt Heimatlosen auf. Wir wußten, daß mit ihm ein großes Maß hellen Sonnenscheins in unser Haus kam. Und so war er uns wie ein rechtes, neues Glied der Familie. Als praktischer Kenner der Obstbaumzucht schnitt er die unnützen Triebe von unseren Spalierbäumchen hinweg, veredelte Rosenwildlinge, half Kirschen brechen, stellte die Rechnung der

Pfennigsparkasse; wenn der Organist verhindert war, spielte er uns auch die Orgel und köstlich waren uns seine interessanten Erzählungen aus seinem Leben, besonders aus den drei Jahren seiner Gefangenschaft. Er würzte mit feinem Humor seine Reden. Sein Auge glühte, wenn er von seinem heißgeliebten deutschen Vaterland sprach, und er verriet uns seine Hoffnung, einmal in dem wieder deutsch gewordenen Elsaß zu sterben. Annähernd ein halbes Jahr blieb er bei uns, dann fand er eine Anstellung bei Herrn Professor Kapp in Freiburg, der von Straßburg herübergekommen war, und arbeitete mit demselben im Zeitungswesen. Eine Anstellung im eigenen Beruf fand er alsdann zu Weimar in der Schule des elsässischen Dichters Lienhard und zuletzt in Homburg v. d. H. Er war so mit Leib und Seele Lehrer, daß es ihm eine tiefe Betrübnis war, als er vor einigen Jahren seinem Alter entsprechend in den Ruhestand treten mußte. Die letzten Lebensjahre brachte er mit seiner Frau in Wyhlen am Rhein zu, wo er im Sommer des Jahres 1938 aus großer Schwachheit erlöst wurde. Etwa vierzehn Tage vor seinem Tod durfte ich bei einem Besuch noch einmal seine Hand in der meinen halten und seine nur noch schwache Stimme vernehmen.

Nur einige Tage, nachdem Herr L. bei uns eingezogen war, auch noch im Mai 1919, klopfte — wieder in der Nacht — ein anderer, mir vorher weniger bekannter Lehrer bei uns an. Herr Schützger aus Hüningen. Er war ebenso mit Wäsche und Kleidung versehen wie Herr L., war auch von der commission de triage verfolgt worden und vor das Obertribunal in Mülhausen gestellt. Die Anklage gegen ihn lautete, er sei als Organist der evangelischen Gemeinde Hüningen nach der Predigt des Pfarrers auf die Kanzel gerannt und habe eine Schimpfrede auf Frankreich gehalten. Diese Anklage trug für jeden Einsichtigen den Stempel lügnerischer Erfindung an sich. Daher fragte Herr Sch. nach dem Namen seines Anklägers und bat, daß derselbe ihm gegenübergestellt würde.

„Sie sind hierher gerufen worden, um zu antworten, nicht um zu fragen," mit diesen Worten wies man ihn zurecht. Er wußte nun, was er zu erwarten hatte, und so war es für ihn das Klügste, dem Beispiel des Herrn L. zu folgen. Auch er wurde unser lieber Gast, der wohl ein halbes Jahr bei uns wohnte und mit Herrn L. das Zimmer teilte. — Herr Sch. durfte als geborener Elsässer auch nach dem Einmarsch der Franzosen in Hüningen noch Schule halten. Er erzählte, wie die Kinder am ersten Tage nach dem Einmarsch der französischen Truppen lernen mußten: „Vive la France!", am folgenden mußten sie zusammen rufen: „Vive l'Angleterre!", sodann „Vive l'Amérique!", usw. — Als während der Pause ein marokkanisches Bataillon vorbeimarschierte, auf dessen Fahne Marokko stand, verwechselten die Schüler dieses Wort mit Amérique und riefen aus Leibeskräften: „Vive l'Amérique!". — Schon bald erhielt die Baslerstraße in Hüningen den Namen eines französischen Offiziers und hieß rue Joffre.

Herr Sch. half als evangelischer Lehrer in Weil und in Friedlingen mit seinen pädagogischen Kräften im Religionsunterricht aus, vertrat den Organisten, und wenn es keinen solchen gab, die Pfarrfrau. Er scheute vor keiner Arbeit zurück und war uns wie ein Glied der Familie.

Als mir die Fürsorge für die ausgewiesenen Elsässer (von der im letzten Kapitel die Rede sein wird) zu viel und die Verantwortung zu schwer wurde, schlug ich Herrn Schützger als Nachfolger in diesem Dienst vor, den er versehen sollte bis zu seiner Wiederverwendung im Schuldienst. Herr Sch. hatte nun wenigstens eine regelmäßige Tätigkeit, und es stimmte ganz zu seiner Art, daß er gerne seinen elsässischen Volksgenossen diente. Er fand dann nach nicht allzulanger Zeit Anstellung in Höllstein bei Steinen im Wiesental.

Ich war stolz darauf, mit meinen beiden Lehrern durch das Dorf zu gehen, mit ihnen zu arbeiten, sie am Tisch zu haben und mit bei-

den in einer herzlichen Verbindung zu sein. Hatte Herr Lévêque es abgelehnt, auf der Straße als der Aeltere rechts von mir zu gehen mit der Begründung: „der Bischof" geht links, der „Pfarrer" rechts, so kamen wir jetzt nicht mehr in Verlegenheit, da mich die beiden Herren in die Mitte nahmen.

Sozialdemokrat und Kommunist.

Der geneigte Leser möge sich wehren gegen das Gruseln, das ihn bei dieser Ueberschrift überfällt! Von dem Mann, dessen Lebensgeschichte sich zum Teil im Weiler Pfarrhaus abspielte, wußte und merkte ich zunächst nichts, als daß er ein guter Familienvater, ein treuer Ehemann und ein äußerst gewandter Techniker war. Er war keiner vom großen Haufen, sondern ich darf von ihm sagen: Herr P. war ein Edelmensch und hatte hohe Ideale. Weil seine Frau auf der Lunge nicht fest war, zog er von Barmen in das südlicher gelegene Friedlingen, einen Ortsteil Weils. Er bekam Arbeit als Bandwebstuhlschreiner in Basel und besorgte in der freien Zeit die Haushaltung, weil die Kinder noch klein waren, und die Frau bei ihrer zunehmenden Krankheit nicht viel arbeiten sollte. Als er in Basel wegen des Kriegs keine Arbeit mehr fand, verdiente er das tägliche Brot durch Herstellung von Tornistern und sonstigen militärischen Gegenständen. Herr P. war staatenlos. Seine Eltern hatten Barmen verlassen und waren nach Arnheim in den Niederlanden gezogen. Weil sie länger dort wohnten als fünf Jahre, verloren sie und mit ihnen auch ihr Sohn das deutsche Bürgerrecht. Da der Sohn in Holland keinen Militärdienst machte, gewann er nicht das holländische Bürgerrecht. Im Anfang des Krieges brauchten die Staatenlosen keinerlei Militärdienst zu tun. Später, etwa von 1916 an, war es ein stillschweigendes Uebereinkommen der Staaten, daß ein staatenloser Mann da eingezogen wurde, wo er gerade wohnte.

In diesem Jahr starb Frau P. Alle treue Liebe und Hilfe des Mannes konnte ihr keine Heilung für ihr schweres Lungenleiden bringen. Als wir zusammen vom Grab heimwärts gingen und am Pfarrhaus vorbeikamen, schlug ich dem verwitweten Vater vor, daß wir sein neunjähriges Töchterlein in unsere Familie aufnehmen wollten, und das Kind zog sofort bei uns ein. Der Mann arbeitete weiterhin fleißig, suchte mit aller Hingebung den Kindern die Mutter zu ersetzen und widmete ihnen alle freie Zeit. Manchmal erzählte er mir von seiner Mutter, die eine fromme Pietistin gewesen sei. Sicher ist etwas von ihrem ernsten und gewissenhaften Wesen auf ihn übergegangen. Als er zum Militär einrücken mußte, wurden zwei Söhne in dem Haus einer befreundeten Frau in Basel und einer bei einem Gärtner in Friedlingen untergebracht. — In Verbindung mit dem Hauptmann seiner Kompagnie setzte ich alles daran, daß Herr P. das badische und damit das deutsche Bürgerrecht bekam.

Als Wachmann an der Grenze machte er, nachdem die Glocken hatten abgegeben werden müssen, eine Erfindung. Er stellte fest, welchen Ton eine alte Eisenbahnschiene gäbe, wenn der Stundenhammer auf sie fallen würde, und brachte es durch Abschneiden von entsprechend langen Schienen und Aufhängen derselben auf dem Glockenstuhl dahin, daß in manchen Gemeinden wieder wenigstens die Stunden, dann auch die Viertelstunden schlugen. Ein neues Lebensglück stieg sachte am Horizont seines Lebens auf. Der stattliche und ernste Mann machte einen tiefen Eindruck auf ein braves Bauernmädchen. Jeden Tag erschien sie und begrüßte ihn mit einem Strauß Blumen, die sie in der Hand trug. Aber ihre Neigung fand bei ihm keine Erwiderung. In seiner geraden Ehrlichkeit erklärte er dem Mädchen eines Tags, er habe jeden Gedanken an eine zweite Heirat aufgegeben. „Es ist lieb von Ihnen, daß Sie mir so schöne Blumen bringen. Ich sehe, daß Sie ein treues Herz haben. Aber gerade darum muß ich Ihnen sagen, daß an eine Verbindung zwischen uns

beiden nicht gedacht werden kann. Mein Herz gehört der Frau, die ich habe unter den Rasen legen müssen." Traurig schied das Mädchen von ihm, an dessen Seite er vielleicht noch eine Reihe von freundlichen Jahren gefunden hätte.

Da sein Töchterlein bis nach seiner Konfirmation in unserer Familie lebte, lag es nahe, daß der Vater seine Urlaubszeiten bei uns verbrachte. Es kam so, daß er wohl die längste Zeit der Jahre 1917—1926, zuletzt mit allen seinen Kindern bei uns im Hause lebte. Bei einem solchen Urlaub trug ich Herrn P. einen Gedanken vor, der mich schon lange beschäftigte. Obgleich ich ein begeisterter Soldat war und an meine Vorgesetzten ebenso, wie an die Mannschaft meiner Kompagnie zumeist freundliche und liebe Erinnerungen habe, schien mir doch ein Mangel bei unserem Heer und seiner Bewaffnung zu bestehen, der dringend der Abhilfe bedürfe. Vielleicht um den Angriffsgeist der deutschen Soldaten nicht abzuschwächen, hatte man die Deckungsmöglichkeiten zu wenig ins Auge gefaßt. Schon 1896 war ich verwundert, daß man die Entdeckung einer aus Gummi gebildeten kugelfesten Masse nicht für das Heer in Betracht zog. Bei Proben auf dem Scheibenstand wurde in einer Entfernung von 300 Meter auf der an einem Pfosten angebrachten Gummimasse überhaupt kein Eindruck gesehen, bei 200 Meter ein kleiner und bei 100 Meter ein etwas größerer, aber nirgends ein Durchschlag. Ich nahm an, daß das deutsche Kriegsministerium von dieser Entdeckung erfahren und Gebrauch gemacht habe. Im großen Krieg merkte man nichts davon, und auch die Stahlhelme zum Schutz des Kopfes kamen reichlich spät auf. So benützte ich denn einen Urlaub unseres Hausgenossen P., dessen technische Fertigkeit und Erfindungsgabe mir ja bekannt waren, und trug ihm meine Idee vor: er möge ein Werkzeug erfinden, in der Art, daß ein Mann, — wenn möglich auch mehrere — in einem stählernen Gehäuse Platz fände und durch die zu schaffende Bewegungskraft die Möglichkeit hätte, über die

Granattrichter zu kommen und gegen den Feind kämpfend vorzugehen, während er selbst durch den Stahlmantel geschützt wäre.

Herr P. machte sich alsbald an die Arbeit und erfand ein längliches Instrument, einem Bügeleisen vergleichbar, mit eingebautem Motor und Lenkvorrichtung und einer größeren Zahl am Band laufender Granaten, die der Insasse, eigentlich Inlieger, durch zwei Oeffnungen, vermittelst eines Hebels werfen konnte. Unten angebrachte und vorschiebbare Schienen ermöglichten die Bewegung auch über unebenes und trichterartiges Gelände. Zur Darstellung und Verbesserung seiner Erfindung bekam Herr P. mehrmals Urlaub vom Kriegsministerium, dem wir die sehr fein gezeichneten Pläne zugeschickt hatten. Die Beschreibung des vorgeschlagenen neuen Kampfmittels, das wir wegen seiner Form „die Schildkröte" nannten, faßte ich auf Grund gemeinsamer Beratung ab. Eine Verwendung erfolgte nicht. Einige Zeit später brachten die Amerikaner, Engländer und Franzosen ihre Tod und Verderben speienden Tanks ins Gefecht, die mächtig mithalfen zu dem für uns unglücklichen Ausgang des Kriegs.

Herr P. machte nach dem Krieg gute Geschäfte, indem er eine eigene Schreinerei eröffnete. Seine Tochter, welche fünf Jahre, wie zur Familie gehörig, mit uns gelebt hatte, lernte das Nähen und besorgte später dem Vater den eigenen Haushalt im Pfarrhaus.

Unter dem Eindruck der Verfeindung und Verelendung der europäischen Völker, vor allem Deutschlands, und durch das Lesen der „Arbeiterzeitung" sowie der „Roten Fahne" bildete sich im Geist unseres Hausgenossen die Idee der großen Völkervereinigung und des Segens völkergemeinschaftlicher Arbeit. Ein Diktator mußte nach seiner Meinung die Herrschaft in die Hand nehmen, alles wohl ordnend und dann nach einiger Zeit die Herrschaft in die Hände des Volks zurücklegen. Um Ueberproduktion zu vermeiden, sollte die

Zahl der nötigen Hosen und Hemden für die ganze Erde in jedem Jahr festgestellt und nur so viele, wie die Erhebung ergab, sollten fertiggestellt werden. Die bedürftigen Frauen sollten einen warmen Pelzkragen bekommen und, wenn nötig, in ein Bad geschickt werden. Den andern blieb es versagt.

Als er zum Leiter der zahlreichen Kommunisten in der Gesamtgemeinde gewählt worden war, wollte er auch die Jugend erfassen und unterrichten. Er fragte mich, was er für einen Lehrstoff wählen solle. Für Religion interessierten sich die Jungen nicht so sehr; er meine, er wolle einmal das Nervensystem mit ihnen durchnehmen, und so bat er mich um ein entsprechendes Buch. Ich lieh ihm eine Anthropologie. — Die Ueberzeugung, daß der Kommunismus und Pazifismus das Heil der Völker seien, brachte bei aller sonstiger Ehrlichkeit des Charakters doch auch sehr einseitige und der Wahrheit widersprechende Urteile an den Tag. Meine Erinnerung, daß er doch selbst eine Mordwaffe — die Schildkröte — erfunden und sogar dem deutschen Kriegsministerium vorgelegt habe, lehnte er mit dem Einwurf ab, er habe bei dieser Erfindung an die möglichst schnelle Beendigung des Kriegs gedacht. An dasselbe dachten selbstverständlich auch die Amerikaner und die anderen Feinde, als sie ihre Tanks gegen die Deutschen anfahren ließen.

Doch steckte immer noch etwas von dem geistigen Erbe seiner frommen Mutter in ihm. Er kam noch zur Kirche, wenn auch immer seltener, er verteidigte den Pfarrer, wenn derselbe in der kommunistischen Versammlung angegriffen wurde, weil er ein Pferd habe. Seine Antwort war: „Wenn der Herr Pfarrer für seinen ausgedehnten Dienst ein Pferd braucht, so geht das niemand etwas an, und wenn er ein Automobil nötig hat, schafft er sich ein solches an, ohne zu fragen, was andere dazu sagen.“ Streng hielt er in seinem Unterricht auf Ordnung und Anstand und ließ nichts von Verachtung und Spott über Jesus und heilige Dinge aufkommen. Wunder-

bar schön wußte er die Seele des Kindes zu schildern und zu vergleichen mit der zarten aufsprießenden Blume.

Er blieb im besten Sinne ein sauberer Charakter. Mit dem Pfarrer, der ihn wegen seiner idealistisch-kommunistischen, aber ernst gemeinten Ideen und Glaubenssätzen manchmal mit Ironie behandelte, kam er zuletzt, ehe er nach Argentinien auswanderte, etwas auseinander. Sein Gefühl war zu zart, und sein kommunistischer Glaube zu groß, als daß er eine irgendwie ironische Bemerkung vertragen konnte. Freilich hielt er gelegentlich nicht zurück, daß bei der Neuordnung der Dinge, wenn Widerstände zu überwinden wären, „die Führer der andern Parteien natürlich zuerst dran glauben müßten". — Da vaterländischer und religiöser Fanatismus, wie die Geschichte uns lehrt, am furchtbarsten auftreten können, so halte ich es nicht für ganz ausgeschlossen, daß es auch bei diesem so fein und zart angelegten Mann, der aber an den Kommunismus glaubte, zur Anwendung blutiger Mittel hätte kommen können. Die Auswanderung nach Argentinien bewahrte ihn vor dieser Verirrung.

Der Ortsausschuß für die vertriebenen Elsässer.

Die Hilfe für Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, setzte sich auch nach dem Krieg fort. Nicht nur, daß wir die Beziehungen zu unseren Kriegsgefangenen in der Ferne unterhielten und ihnen aus unserer Armut heraus, so viel wir konnten, schickten. Nicht nur, daß der Weiler Pfarrer 1923 ein Gedenkbuch für unsere 82 im Krieg Gefallenen oder an ihren Wunden und in der Gefangenschaft Gestorbenen verfaßte und herausgab, in dem man heute noch eines jeden Lebens- und Kriegsgeschichte nachlesen kann. Nicht nur, daß Herr Wilhelm Hofer von Weil eine Postkarte entwarf und zugunsten der Gefangenen verkaufte: eine Mutter mit ihrem Kind auf dem Arm, wehmütig nach dem kriegsgefangenen Vater ausschauend. Es kam die Zeit der Verjagung jener Einwohner des Elsasses, welche aus Altdeutschland seit 1870 oder schon früher eingewandert waren. Ob sie sich drüben eine Wohnung gebaut hatten, ob sie treue, zuverlässige Bürger und Diener des Gemeinwesens und des Staates waren, ob sie durch straffe Pflichterfüllung in ihrem Amt und Beruf ein gutes Beispiel gaben und eine ernste Lebensauffassung und Lebensführung auch in der Allgemeinheit förderten, oder ob sie mehr nur auf das Ihre sahen und vielleicht durch ihr Wesen und Betragen abstoßend wirkten, — einerlei: die große Ausweisung begann. Sie dauerte fort ungefähr bis zu der Zeit, da die deutschen Vertreter am 28. Juni 1919 das schändliche Versailler Diktat unterschreiben mußten, dieses Buch voll Ungeheuerlichkeiten, welche die Völker bis heute nicht haben zur Ruhe kommen lassen. Daß doch die Völ-

ter, die gegen Deutschland gekämpft haben, diesen „Friedens"schluß in seinem wahren Sinn und Gehalt erkennen und bezeichnen lernten als den großen Unheilbringer für alle!

Erst kamen sie einzeln herüber auf unserer Hüninger Eisenbahnbrücke, dann in größerer Zahl. Sie fragten etwa bei Bekannten und Freunden, da ja mancherlei Beziehungen herüber und hinüber bestanden, an, ob noch ein Plätzlein irgendwo für sie vorhanden wäre. Sie wollten ja mit einem kleinen Raum zufrieden sein. Selbstverständlich blieben sie am liebsten in der Nähe des Rheins und damit ihrer bisherigen Heimat. Noch nicht war in ihnen der letzte Hoffnungsschimmer erloschen, daß das grausame Gebot der Ausweisung wieder aufgehoben würde, und sie in ihre Häuser zurückkehren dürften. Nicht alle hatten dieselben in der großen Bedrängnis verkaufen können. Und um welchen Preis mußte man seinen Besitz, den Ertrag mühsamer Arbeit, verschleudern! Wie arm kamen sie herüber mit ihren dreißig Pfund, die sie mitnehmen durften! Ich erinnere mich an eine Mutter, die endlich mit ihren zahlreichen Kindern traurig und weinend das badische Ufer erreichte. Plötzlich wurde sie gewahr, daß in der Hast, mit der die öfters hinausgeschobene Abreise hatte vollzogen werden müssen, eines ihrer Kleinen vergessen und drüben in ihrem elsässischen Wohnort zurückgelassen worden war. Neues Elend! Es währte aber nicht lange, da brachten andere Flüchtlinge das Kind mit, und trotz gräßlicher Verluste wurde die Mutter wieder froh.

Unsere Gemeindeglieder in Weil und den Nebenorten hätten es ja gerne gesehen, wenn möglichst viele der Vertriebenen weitergezogen wären und drinnen im deutschen Land eine neue Heimat gesucht und gefunden hätten. Mehr als einmal wurde dem Pfarrer, der wieder für eine Familie ein Unterkommen in der Gemeinde, wenn auch nur vorläufig, gefunden hatte, Vorwürfe gemacht, er sei zu sehr bedacht auf das Wohl der unglücklichen elsässischen Zureisenden und zu wenig auf dasjenige der Einheimischen. Aber es ging uns trotz

all unſerer Not und unſeres Hungers doch immer noch beſſer als den heimatloſen Menſchen, die zu uns kamen, senza casa, senza letto (ohne Haus, ohne Bett), wie es in einem italieniſchen Lied heißt. Es kam vor, daß ein Altelſäſſer, der nicht verjagt wurde, ſondern freiwillig aus ſeiner Heimat ging, um nicht Franzoſe werden zu müſſen, der hinwegzog und alle ſeine Möbel und ſonſtiges Eigentum herüberbringen durfte, ſeinen ausgewieſenen Gemeindegliedern, Nachbarn und Freunden manches in ſeinen Möbelwagen einpackte und für ſie herübernahm. Aber dies waren ſelbſtverſtändlich einzelne, ganz ſeltene Fälle. Einmal habe ich ſelbſt einen Herrn mit meinem Pferd und Wagen an der Rheinbrücke abgeholt, der auf dieſe Weiſe noch im Scheiden aus der Heimat ſeiner Väter zum Wohltäter einiger der Armen wurde.

In der Nähe der Brücke auf deutſchem Ufer ſtand eine Baracke, mit Beamten beſetzt, welche die Herübergekommenen, ihre Papiere und was ſie ſonſt bei ſich hatten, revidieren mußten. War dies geſchehen, ſo ſtanden ſie ſich ſelbſt überlaſſen da. Bisweilen hielt ein Pferdewagen bei der Baracke und brachte die Flüchtlinge nach dem Ort ihrer Wahl, wenn es einen ſolchen für ſie gab. Ich hörte gelegentlich, daß ein Fuhrmann auch da noch ſich nicht geſcheut habe, unerlaubten Gewinn aus dem Elend zu ſchlagen, indem er einer ausgewieſenen armen Familie für die Fahrt nach einem ganz nahen Ziel 25 Mark verlangte. Der Fuhrmann war keiner aus meiner Gemeinde. Als ich dies einem Haupt der Unabhängigen Sozialdemokraten erzählte, fand derſelbe die Summe nicht zu hoch und verteidigte den Fuhrmann. Sie war es aber nach den damaligen Tarifen und nach dem Urteil jedes erfahrenen und anſtändigen Menſchen. Die Kenntnis dies Vorfalls gab mir Gelegenheit, dieſem ſehr roten Kommuniſten, als er mit einer wilden Schar Parteiangehöriger eine Verſammlung des Generals Gallwitz ſprengte, in dem Augenblick, als er in meine Nähe kam, mit lauter Stimme zuzurufen: „Herr N.

N., Sie sind ein Beschützer der Wucherer." Die bürgerliche Umgebung war entsetzt über meine Kühnheit und Herr N. N. rief mir zu: „Herr Pfarrer, ich verklage Sie"; ich entgegnete ruhig: „Tuen Sie es nur, ich kann es Ihnen beweisen."

Wie gut wäre es gewesen, wenn wir noch jene Lebensmittel gehabt hätten, die einst in Weil aufgestapelt waren, um etwaigen Vertriebenen zu helfen. Ich habe erzählt, wie es mir gelungen war, diese Lebensmittel für uns zu retten. Sie waren nicht mehr da. Denn als unsere Krieger aus dem Feldzug zurückkamen, erhoben sie ein gewaltiges Geschrei darüber, daß man in dem ausgehungerten Deutschland ein solches Lebensmittellager aufgespeichert habe, anstatt es unter die Hungernden zu verteilen. Sie verlangten gebieterisch: „Jetzt werden die Lebensmittel unter die Weiler Leute verteilt." Der Oberamtmann von Lörrach hatte davon Wind bekommen und war mit zwei vierspännigen Wagen nach Weil gefahren, um die Lebensmittel für den Lörracher Kommunalverband — den die Leute spöttisch den Kriminalverband nannten — in Beschlag zu nehmen. Aber die Führer der zurückgekehrten Soldaten pflanzten sich trotzig vor dem Allgewaltigen auf. Sie erklärten: „Wir haben noch Maschinengewehre und Handgranaten, wehe dem, der uns zu nahe tritt!" Die Wagen fuhren gerade so leer nach Lörrach zurück, wie sie von dort gekommen waren. Hernach aber gingen dieselben Männer ins Pfarrhaus und baten mich: „Herr Pfarrer, helfen Sie uns bei der Verteilung der Lebensmittel. Es soll alles mit rechten Dingen zugehen, es soll jeder bekommen, was ihm zusteht." Und so wurden denn die Lebensmittel in Weil verteilt.

Aber für unsere armen vertriebenen Elsäßer hatten wir nun nichts mehr. Was tun? Wir verwandelten den Ortsausschuß vom Roten Kreuz in ein Hilfswerk für die vertriebenen Elsässer. Das erste, was wir taten, war, daß wir Wohnungen für die Vertriebenen zu schaffen suchten. Es standen uns etliche eingerichtete Wohnun-

gen zur Verfügung, daneben aber auch leere Zimmer, die mit Möbeln versehen werden mußten. Wir schafften Tische, Stühle, Betten, Kücheneinrichtungen an. Erfreulicherweise half uns die deutsche Reichsregierung nach Kräften. Ich wagte sogar einmal um 10 000 Mark zu bitten. Man kann sich denken, welche Freude ich hatte, als ich die Summe ohne weiteres erhielt. Natürlich mußten alle Anträge der Vertriebenen, die Unterstützung begehrten, sorgfältig geprüft werden.

Daher stellten wir in der Person von Helmut Baumann einen zuverlässigen und in geschäftlichen Dingen erfahrenen Sekretär an. Wir waren auch mit der Unterstützung desselben durch einen Gehilfen Otto Dreher einverstanden. In unseren wöchentlich einmal, nach Bedürfnis auch häufiger stattfindenden Sitzungen erstattete unser Sekretär Bericht über die eingegangenen Gesuche und machte seine Vorschläge. Es kam vor, daß an einem Abend 36 Gesuche vorlagen, über die wir die Berichterstattung entgegennehmen und Beschluß fassen mußten. Natürlich wandten sich manche Elsässer auch direkt an den Vorsitzenden oder an ein sonstiges Mitglied des Vorstands. Auch Meinungsverschiedenheiten kamen vor; über sie führten wir durch Abstimmung die Entscheidung herbei. Wir waren uns bei unserer Tätigkeit immer bewußt, daß unsere Unterstützungen nur eine kleine Hilfe darstellten gegenüber den ungeheuren Verlusten der aus ihrer Heimat Vertriebenen.

Es kamen auch übertriebene Forderungen an uns. Manche der Unglücklichen meinten, wir müßten ihnen alles wieder ersetzen, was sie drüben besessen hatten. Vielleicht dachten sie an den Hiob, der ja auch alles wieder bekam durch Gottes Gnade, was er in seinen Unglücksjahren verloren hatte. Aber wir waren nun einmal nicht der liebe Gott. Darum lehnten wir solche gewaltigen Ansprüche kurzerhand ab. Die meisten waren aber bescheiden. Alle waren schwer bedrückt. Vielleicht waren sie im Laufe des Tags noch an

ihrer Arbeit im elsässischen Haus. Eine gehässige Verleumdung genügte, daß sie am Abend den Ausweisungsbefehl erhielten und am andern Morgen mit ihren Päckchen abziehen mußten. — Als ich einen Buchhändler von Gebweiler aus meinem Studierzimmer heraus begleitete, in dem wir eine Zeit lang miteinander gesprochen hatten, sagte er traurig zu mir: „Sie hätten mich nicht in Ihr Studierzimmer mitnehmen sollen; solch ein Zimmer habe ich einst auch besessen."

Als die Auszahlungen den Betrag von 99 000 Mark überschritten hatten und den 100 000 nahe waren, bat ich, daß man mein Amt einem anderen übertrage; die Verantwortung werde mir zu groß. Ich schlug den Hauptlehrer Schützger vor, meinen Hausgenossen, der sich inzwischen eingelebt hatte und dadurch wenigstens wieder in einen Beruf kam, bis er im Schuldienst Verwendung fand.

Ueber Elsässer werden von vielen Deutschen oft sehr vorschnelle Urteile absprechender Art abgegeben. Ich bin auf diesem Gebiet vorsichtig geworden, eben weil das Liebeswerk, das wir übernommen hatten, uns vorwiegend in Verkehr mit Elsässern brachte. Sie haben es immer schwer gehabt, ob sie zu Frankreich oder zu Deutschland gehörten. Sie wurden weder von der einen, noch von der andern Seite als ganz „national" genommen. Ich habe unter ihnen viele edle, charaktervolle Menschen kennengelernt.

Alle Mühe und Arbeit, die unsere Hilfswerke mit sich brachten, wird weit überwogen von dem Dank, daß wir sie auf uns nehmen durften. Sie decken sich großenteils mit den guten Werken, von denen Jesus Ev. Matth. 25, V. 35 und 36 redet. Das größte, was uns in dieser heroischen Zeit unseres deutschen Volkes zuteil werden konnte, war das Miterleben — das Mittragen — und das Sichselbstverlierendürfen für Volk und Vaterland. Dazu mußte der Vers ganz Wahrheit werden: „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand, Dir Land voll Lieb' und Leben, mein deutsches

Vaterland.“ Solches Miterleben von Freude und Leid des deutschen Vaterlandes im tiefsten Herzensgrund ist zugleich engste Verbundenheit mit dem Volk. Und diese tritt wohl im deutschen Pfarrhaus besonders stark hervor, weil jeder rechte Pfarrer und jede rechte Pfarrfrau samt den Kindern mit der Gemeinde lebt und darüber hinaus mit dem Volk. Helfen und Dienen, Gut und Blut opfern können um des Glaubens willen und für das Vaterland, das war von jeher des deutschen Pfarrhauses höchste Ehre. — Als ich in den dunklen Novembertagen des Jahres 1918 an der Hüninger Eisenbahnbrücke stand, sah ich, wie die heimkehrenden Soldaten samt ihren Pferden auf dem Glatteis ausglitten und in Gefahr waren zu stürzen. Andere Zuschauer standen neben mir. Ich ging hinein in die Brückenwache und erbat mir einen Spaten, um damit Erde und Sand auf die gefährlichsten Stellen zu werfen. Es war mein erster Dienst für das zurückflutende deutsche Heer. Jetzt kamen auch die anderen und halfen mit. Dankbar winkten die Soldaten uns zu.

Anhang.

1. Die Begeisterung für unsere großen Heerführer, besonders unseren Generalfeldmarschall von Hindenburg, den Befreier Ostpreußens, war die Quelle, aus der 1915 das folgende „Hindenburglied" entsprang. Die Stadt Königsberg hat dem Verfasser ihren Dank für dasselbe ausgesprochen.

Zu singen nach der Melodie:
O Deutschland, hoch in Ehren . . .

Hindenburglied.

(Zum 2. Oktober, dem Geburtstage des Feldmarschalls.)

O Deutschland, nun laß schwinden
Der Hoffnung letzten Schein,
Nicht wirst Erbarmen finden
Du bei den Feinden dein.
Schon flutet grausam wie das Meer
Der Russen Macht daher,
Und bald in armer Aschenglut
Dein Glück begraben ruht.
Hindenburg! Hindenburg! Es ruft dein Kaiser dir.
Zieh dein Schwert! Eil herbei! Nimm des deutschen Reichs Panier.
Nun erprobe deinen Feldherrngeist,

Der dem Adler gleich den Feind umkreiſt!
Sei des Vaterlandes Schild, ſei des deutſchen Reiches Schild!

Da faßt der wackre Recke
Sein Schwert, das wohl bewährt,
Dem Kaiſer treu zu dienen,
Bis ihn der Tod verzehrt.
Tritt her in ſeines Gottes Kraft
Und läßt ſich keine Zeit.
Er taucht in alter Meiſterſchaft
Den Feind in Schnelligkeit
Tief hinab, tief hinab in der Maſuren Seen,
Daß von ihm, daß vom Feind keine Spur iſt mehr zu ſeh'n.
Gleich dem rieſengroßen Meeresſchiff,
Vom Sturm gejagt auf das Felſenriff,
So verſank der Ruſſen Macht, ſo verſank der Ruſſen Macht.

Drum laſſet laut erſchallen
Zum Herrn von Herzensgrund
Den Dank für unſern Hindenburg
Jetzt und zu jeder Stund,
Für unſern Kaiſer, der ihn fand
In Deutſchlands größter Not,
Fürs deutſche Heer, das überwand
Treu kämpfend bis zum Tod.
Hindenburg, Hindenburg, du treuer Feldmarſchall
Deines Volks, deines Lands felſenfeſter Eiſenwall.
Echter deutſcher Held, dich ſehn wir gern:
Vor dem Feinde ſtolz, klein vor dem Herrn.
Schauet an, was Gott getan! Schauet an, was Gott getan!

---

2. Im Jahre 1919 bereiste der erste badische Staatspräsident, Herr Geiß mit seinem Minister das badische Land und hielt auch in Lörrach im großen Hirschensaal eine Versammlung. Alle Stände waren vertreten. Volk und Obrigkeit sollten einander kennenlernen. Nachdem die von Karlsruhe gekommenen Herren ihr Programm dargelegt hatten, wurde zur Aussprache aufgefordert. Ein sozialdemokratischer Gewerkschaftsführer legte dar, es sei unbegreiflich, daß in unserem neuen Staat noch immer die alten Geschichten von den Fürsten in den Schulbüchern ständen. Es sei endlich an der Zeit, dieselben zu entfernen. Die Forderung war in erregtem Ton ausgesprochen worden. Ich sah es als selbstverständlich an, daß von berufener Seite oder von einem sonstigen unbefangenen Vaterlandsfreund dem Redner entgegnet und die Lage geklärt würde. Vergeblich sah ich mich in dem gedrängt vollen Saal um. Da war keine Stimme noch Antwort. Ob der nach Bismarcks Ausspruch dem Deutschen anhaftende „Mangel an Zivilcourage" oder etwas anderes die Schuld trug? Jedenfalls war es für mich ein unerträglicher Zustand, daß keine Entgegnung erfolgte. Es war wohl mehr Pflichtgefühl als Tapferkeit angesichts des Tumultes, den ich erwartete, was mich veranlaßte, das Wort zu erbitten. Ich führte aus, daß eine deutsche Geschichte unmöglich gelehrt werden könne ohne Erwähnung der Fürsten. Es sei nun einmal ein preußisches und deutsches Reich ohne den großen Kurfürsten, ohne Friedrich den Großen und unser badischer Staat ohne die Persönlichkeit eines Karl Friedrich unmöglich zu denken, da sie als führende und treibende Kräfte zu ihm gehörten. — Außerdem sei es ein Trost und eine Erquickung für einen kranken und leidenden Menschen, zurückzublicken auf die Tage der Gesundheit und des Glücks, und der Hoffnung zu leben, daß es auch wieder einmal besser werden könne. So sei es auch jetzt in der schweren Zeit unseres Vaterlandes. Die Erinnerung an die Ueberwindung von Schwierigkeiten und unerfreu-

lichen Zuſtänden in früheren Zeiten unſeres Volkes könne uns helfen in den trüben Tagen der Gegenwart. — Der toſende Lärm und Widerſpruch, auf den ich mich gefaßt gemacht hatte, blieb aus. Statt deſſen erklärte der Miniſter mir zuſtimmend, daß auch ihn, abgeſehen vom Ewigen, die Vertiefung in glücklichere Zeiten unſerer deutſchen Geſchichte ſchon manchmal aufgerichtet hätte.

3. Ein Brief, den mir General Ludendorff am 3. November 1923 — mit dem Poſtſtempel vom 5. November — von München aus ſchrieb, dankte mir für die Zuſendung eines von mir geſchriebenen Artikels. Ich hatte in einer Schweizer Zeitung den deutſchen Generalſtab gegen Angriffe in Schweizer Blättern verteidigt. Ich bewahre dieſen Brief als ein wertvolles D o k u m e n t.

Am Schluß meines kleinen Werks lege ich mir als deutſcher Patriot und begeiſterter alter Soldat die Frage vor: „Wem ſoll der erſte Dank erſchallen", nach dem Wiederaufbau unſeres deutſchen Heeres und angeſichts des erfolgreichen Kampfes gegen das ſchändliche Verſailler Diktat? Die Antwort lautet: „Dem Gott, der groß und wunderbar nach langer Schande Nacht uns allen in Flammen aufgegangen war." Und wir wollen in heißer Liebe zu unſerem deutſchen Volk aus innerſter Seele ſingen: „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutſche Vaterland! Darnach laßt uns alle ſtreben brüderlich mit Herz und Hand! Einigkeit und Recht und Freiheit ſind des Glückes Unterpfand. Blüh' im Glanze dieſes Glückes, blühe deutſches Vaterland!"